

Samenförner.

8. Bändchen.



C. Brodhans, Elberfeld,
Baustr. 52.

Druck von A. Fastenrath in Eiberfeld.

Inhalts-Verzeichnis.

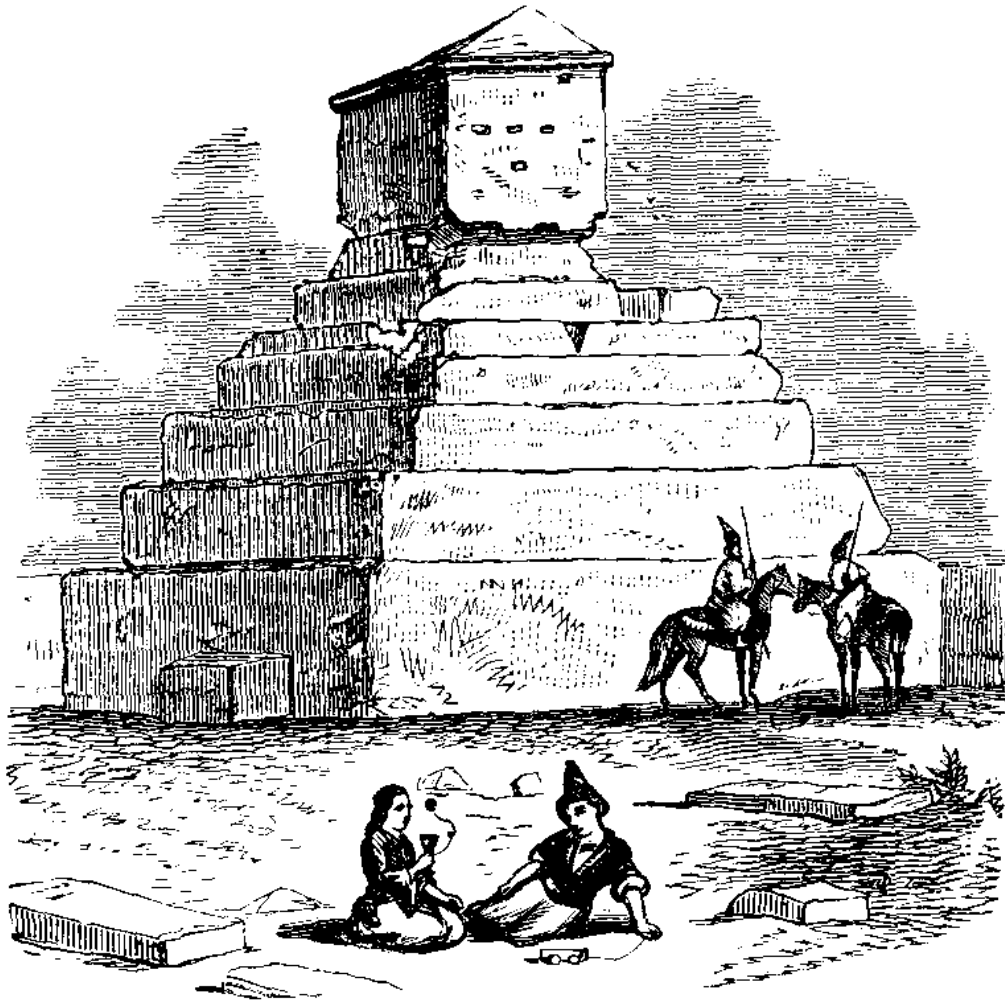
	Seite.
Der persische Christ (mit Bild)	3
Der Ausfällige	10
Der kranke Matrose	15
Weiß wie Schnee	35
Der Hauptmann zu Kapernaum	56
„Bete, Vater!“ (mit Bild)	60
Die beste Empfehlung	63
Die kleine Susanne	64
Der kleine Heinrich und sein treuer Diener Timotheus (mit Bild)	67 99
Der bedeutungsvolle Strich	100
Der errettete Dieb	108
Kein anderer Name (mit Bild)	117
Der Kämmerer aus dem Mohrenlande	119
Der Apfel	123
Zwei verschiedene Sterbebetten	131
Des Waisen Trost (Gedicht)	132
Das weiße Kaninchen	133
Eine Nacht auf hoher See (mit Bild)	147
Abraham und Isaak	156
„Fürchte Dich nicht! Gott lebt.“	163
Das glückliche Kind (Gedicht)	164





„Hierin ist die Liebe:
nicht daß wir Gott ge-
liebt haben, sondern daß
Er uns geliebt und Sei-
nen Sohn gesandt hat
als eine Sühnung für
unsre Sünden.“

1. Joh. 4, 10.



Das Grabmal des Perserkönigs Cyrus.

Der persische Christ.

Ich war eines Abends, so erzählt ein englischer Reisender, bei einem Perser zu Tafel geladen und fand bei meinem Eintritt bereits eine Menge anderer Gäste versammelt. Die Unterhaltung drehte sich zu Anfang um mancherlei alte Sehenswürdigkeiten, die ich auf meiner Reise besichtigt hatte. Plötzlich nahm sie jedoch eine andere Wendung. Poesie, Philosophie und Politik bildeten lange Zeit das Thema. Am Schluß boten die weit von einander abweichenden Ansichten und Meinungen der ver-

schiedenen Religionsparteien Persiens reichen Stoff zur Unterhaltung. Während dieses Gesprächs wurde ich durch einen der Gäste aufgefordert, einige Mittheilungen über die Grundlehren des christlichen Glaubens zu machen. Ich muß bekennen, daß mich diese Zumutung, im Blick auf die Gesellschaft, in der ich mich befand, anfangs ein wenig bestürzt machte.

Unter den Gästen befand sich einer, welcher der bisherigen Unterhaltung geßfentlich ausgewichen war, und welcher nur mit dem Herrn des Hauses befreundet zu sein schien. Sein Wesen war höchst liebenswürdig und anziehend, und seine Gesichtszüge verrieten tiefen Ernst und innern Frieden. Sein Name war Mohamed Raham. Die ungetheilte Aufmerksamkeit, die er mir, besonders als auf religiöse Dinge die Rede kam, zu widmen schien, fiel mir nicht wenig auf; und einmal sogar, als ich mich in meiner Verlegenheit eines unpassenden Ausdrucks bediente, traf mich sein durchdringendes Auge mit solch einem Ausdruck von vorwurfsbollem Erstaunen, daß ich bis in meine innerste Seele hinein erschüttert wurde und mich fragen mußte, wer dieser geheimnißvolle Gast doch wohl sein möchte. Später erfuhr ich, daß derselbe sich zu einem mohamedanischen Priester, Mussah genannt, habe ausbilden lassen, aber nie in eine solche Stellung eingetreten sei; daß er bedeutende Kenntnisse besitze und allgemeine Achtung genieße, und daß er sehr zurückgezogen lebe und höchst selten, und dann nur bei seinen vertrautesten Freunden, Besuche mache. Auch vernahm ich, daß nur die Erwartung, einen Engländer zu sehen, ihn veranlaßt habe, jener Abendgesellschaft beizuwohnen, da er oft mit dem englischen Volke in Berührung gekommen sei und ihre Sprache studiert habe.

Alles das erregte in mir den lebhaften Wunsch, mit diesem interessanten Fremden eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Etliche Tage nach unserm ersten Zusammentreffen suchte ich ihn auf und fand ihn in einem Bande englischer Gedichte lesend. Dieser Umstand lenkte unsre Unterhaltung sogleich auf europäische Wissenschaft; und ich war in der That erstaunt über die klaren Begriffe, die er sich gebildet hatte, und über das richtige Urtheil, welches er über viele Gegenstände des Wissens fällte; auch wunderte ich mich über die Art, wie er sich im Englischen auszudrücken vermochte. Nachdem in dieser Weise unsre höchst anziehende Unterhaltung etwa zwei Stunden gedauert hatte, wagte ich nach seinen Ansichten bezüglich der Religion zu forschen.

„Sie sind ein Mullah, wie man mir berichtet hat,“ begann ich, als das Gespräch ein wenig ins Stocken kam.

„Nein,“ war seine Antwort; „ich fand meine Erziehung freilich in einer Mudrussa (oder höheren Lehranstalt); aber ich fühlte nie eine Neigung in mir, dem Priesterstande anzugehören.“

„Wie es mir scheint,“ fuhr ich fort, „erfordert das Verständniß des Koran*) ein langwieriges Studium; denn bevor jemand imstande sein kann, die darin enthaltenen Lehren zu erklären, muß er doch ganze Massen von Geboten und Vorschriften prüfen, deren genaue Beobachtung für ein gewissenhaftes Gemüt fast unausführbar ist.“

Er schwieg, und ich fuhr fort:

„Unsre Bibel hingegen ist ihre eigene Auslegerin. Wir wünschen nur, daß sie gelesen werde; und es ist

*) Der Koran ist das Religionsbuch der Mohamedaner.

unser Ruhm, daß die Glaubwürdigkeit unsrer heiligen Schriften außer allen Zweifel gestellt ist und wir in ihren reinen und heiligen Vorschriften die einzige wahre Offenbarung des Willens Gottes zu erkennen vermögen."

Da er noch immer in seinem Schweigen beharrte, ging ich dazu über, seine Aufmerksamkeit auf einige der wichtigsten Grundsätze des Christentums zu lenken und die allgemeinen Segnungen und persönlichen Tröstungen desselben nachdrücklich hervorzuheben. Ich erklärte, daß es keinen anderen Gegenstand gebe, der von solcher Wichtigkeit für die Menschheit sei, als die Erkenntnis des wahren Gottes, sowie des Mittels, durch welches man nach diesem flüchtigen Dasein des ewigen Lebens teilhaftig werden könne; und daß ferner, da nur ein Glaube der richtige sein könne, eine aufrichtige, ernste und ungeteilte Untersuchung dieses Gegenstandes unsre erste und höchste Aufgabe sein müsse.

"Freilich," fügte ich hinzu, „bekennen sich viele zu den heiligen Lehren und Vorschriften des Christentums, ohne dabei etwas anderes als die traurigste Gleichgültigkeit an den Tag zu legen."

"Und schätzen Sie den Wert des Christentums so hoch, wie dasselbe es verdient?" fragte er mit einer ernststen Betonung.

"Ich muß dieses leider verneinen," erwiderte ich.

"Waren denn bei der Tafel des Meerza Keeza Ihre unpassenden Worte, als von religiösen Dingen die Rede war, nicht der wirkliche Ausdruck dessen, was in Ihrem Herzen vorging, sondern nur das Gebot der Klugheit, um in einer Gesellschaft von Mohamedanern kein Aerger-nis zu ~~geben~~?"

Deutlich trat der Vorfall, auf den er anspielte, in

meine Erinnerung zurück; und wieder zeigten seine Mienen jenen Ausdruck des Erstaunens und des Bedauerns, wie damals. Ich bekannte — denn mein Gewissen klagte mich an — daß ich mir selbst widersprechend gehandelt hätte, leugnete aber entschieden jede Absicht einer Verunglimpfung des kostbaren christlichen Glaubens.

„Dann,“ fuhr er fort, „bin ich sehr erfreut, mich geirrt zu haben; denn im Blick auf die Religion ist Aufrichtigkeit unsre höchste Pflicht. Nie sollten wir uns schämen, das, was wir sind, auch öffentlich zu zeigen.“

„Sind Sie ein aufrichtiger Muselman*?)?“ fragte ich nach einer Pause.

Sein Gemüt schien erschüttert. Ein heftiger Kampf, den er vergeblich zu verbergen suchte, war in seinem Innern entbrannt; und lange blieben seine Lippen geschlossen. Endlich aber sagte er leise:

„Nein, mein Herr.“

„Sind Sie ein Freigeist?“ forschte ich weiter.

„Keineswegs.“

„Was sind Sie denn?“ fragte ich zögernd. „Sie sind doch nicht etwa ein Christ?“

„Doch, ich bin ein Christ,“ erwiderte er fest und bestimmt.

Ich brauche nicht zu jagen, daß mich dieses offenerzige Bekenntnis in Erstaunen setzte. Im ersten Augenblick warf ich ihm einen durchaus ungläubigen Blick zu. Argwohn und Mißtrauen erfüllten mein Herz. Die Erwägung jedoch, daß er keinen Beweggrund haben könne, mich durch eine Entdeckung zu täuschen, die für ihn von

*) Ein anderer Name für einen Mohamedaner.

weit ernsterer Wichtigkeit war als für mich, verscheuchte bald jede Spur von Verdacht und weckte in meinem Herzen ein Gefühl von Freude und Dank gegen den Herrn. Mit Wärme drückte ich seine Hand.

Auch seine Mienen zeigten einen Ausdruck von tiefer Rührung; aber dennoch verharrte er in seinem Ernst und in seiner äußeren Ruhe. Er theilte mir jetzt mit, daß ich in dem Besitze eines Geheimnisses sei, welches er, ungeachtet er ein öffentliches Bekenntnis seiner Religion für die Pflicht eines jeden halte, bis jetzt nur einigen Freunden geoffenbart habe, die, gleich ihm, durch dieselbe Macht des Geistes „ihre Gewissen gereinigt hätten von toten Werken, um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen“, und die gleich ihm gefunden hätten, daß „das Alte vergangen und alles neu geworden sei“.

„Woher aber kommt diese glückliche Veränderung?“ fragte ich mit wachsendem Erstaunen.

„Auch darüber will ich Ihnen Aufschluß geben,“ erwiderte er. „Es war im Jahre 1223 der Hedschra,*) als ein Engländer diese Stadt besuchte, der das Evangelium von Christo mit einer Kühnheit verkündigte, die bis dahin in Persien ihres Gleichen nicht gefunden hatte. Weder der Spott und die Verfolgung unsrer Mullahs, noch die gemeinen Beschimpfungen der niedern Priester vermochten sein Feuer zu dämpfen und seinen Eifer zu kühlen, wiewohl er noch in jugendlichem Alter stand und körperlich äußerst schwach war. Er wohnte über ein Jahr unter uns. Ich war damals ein entschiedener

*) Die Hedschra, oder die Flucht Mohameds von Mekka nach Medina, ist der Zeitpunkt, nach welchem die Anhänger dieses falschen Propheten ihre Zeitrechnung richten, so wie die Christen ihre Jahre nach Christi Geburt zählen.

Feind der Giaurs oder Ungläubigen, wie die Christen von den Mohamedanern genannt werden; und ich besuchte daher diesen Lehrer der verachteten Giaurs in der bestimmten Absicht, ihn mit Hohn zu behandeln und seine Lehren der Verachtung auszusetzen. Allein ich entdeckte bald, daß nach jeder Unterhaltung meine Achtung vor dem Fremdling sich steigerte, während mein Vertrauen zu dem Glauben, in welchem ich erzogen war, in demselben Maße täglich abnahm. Sein sanftes, würdevolles Benehmen gegenüber der Heftigkeit seiner Gegner, die ruhige, aber überzeugende Art, in welcher er die Albernheiten der mohamedanischen Religion beleuchtete, nöthigten mich nach und nach, auf seine Beweise zu lauschen und das Fundament, auf welche sie gegründet waren, unparteiisch und in redlicher Absicht zu untersuchen. Schließlich las ich auch einen Traktat, welchen er, als Erwiderung auf eine, von einem unsrer höchsten Mullahs abgefaßte Verteidigung unsrer falschen Religion, geschrieben hatte. Die Folge meiner Untersuchungen war, daß mein jugendlicher Gegner das Feld behauptete. Aber mit Scham muß ich bekennen, daß die Furcht mich abhielt, meine Ueberzeugung öffentlich zu bekennen. Ich mied vielmehr die Gesellschaft des christlichen Lehrers, obwohl er noch lange in unsrer Stadt blieb. Jedoch bevor er von hier abreiste, konnte ich es nicht unterlassen, ihm einen Abschiedsbesuch zu machen. Nie wird die Erinnerung an diesen Augenblick aus meinem Herzen schwinden; unsre Unterhaltung wurde zu einem Mittel meiner völligen Befehrung. Er schenkte mir ein Buch; und dieses Buch ist seit jener Zeit mein steter Begleiter gewesen. Ich lese täglich darin mit zunehmendem Interesse, und sein Inhalt erweist sich stets als

eine Quelle der köstlichsten Freude und des süßesten Trostes."

Mit diesen Worten legte er ein Exemplar des Neuen Testaments in persischer Sprache in meine Hand. Auf dem ersten Blatte standen die Worte: „Es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut.
— Henry Martin."

Der Ausfäzige.

(Mark. 1, 40—45.)

Weißt du, was der Ausfäz ist, mein lieber Leser? Es ist eine böse, ansteckende Krankheit, die besonders in den heißen Ländern häufig vorkommt. Bei uns kennt man sie glücklicherweise nur dem Namen nach; aber in Asien, vor allem in Palästina, bildet sie eine der schrecklichsten Plagen. Die armen Menschen, die von ihr befallen werden, sind rettungslos verloren — niemand kann ihnen helfen. Schon viele Aerzte haben sich in den letzten Jahrzehnten Mühe gegeben, den unglücklichen Kranken Hülfe und Heilung zu bringen, aber völlig vergebens. Manche von ihnen haben sie in ihren Wohnungen aufgesucht und keine Anstrengung gescheut; doch die Folge war, daß sie selbst angesteckt wurden und der schrecklichen Krankheit zum Opfer fielen.

Im Worte Gottes wird der Ausfäz sehr oft erwähnt. Das 13. Kapitel des 3. Buches Mose teilt uns ausführlich mit, woran der Ausfäz zu erkennen war, und enthält zugleich eine Anweisung für das Volk Israel, wie sie mit einem Ausfägigen zu verfahren hatten. „Und der Ausfäzige, an dem das Uebel ist — seine Kleider sollen zerrissen und sein Haupt soll entblößt sein,

und er soll seinen Bart verhüllen und ausrufen: „Unrein, unrein! Alle die Tage, da das Uebel an ihm ist, soll er unrein sein; er ist unrein: allein soll er wohnen, außerhalb des Lagers soll seine Wohnung sein.“ (3. Moſe 13, 45. 46.) Welch ein ſchreckliches Loſ, nicht wahr? Wie muß es ſolch unglücklichen Menſchen zu Mute geweſen ſein, wenn ſie ausgeſtoßen wurden aus der Mitte ihres Volkes, entfernt von Weib und Kind, von Eltern und Geſchwiftern! Ach ſie führten ein trauriges Daſein! Täglich ſahen ſie aus der Ferne das Lager mit ſeinen vielen, vielen Zelten und dem Heiligtum Jehovas vor ſich liegen, aber ſie durften nicht hinein; täglich erblickten ſie ihre Stammesgenoſſen, wie ſie aus- und eingingen, mit einander ſprachen und Gemeinſchaft pflegten, aber ſie durften nicht zu ihnen hin. Sie waren allein mit ihren Schmerzen und ihrem Elend, ſie waren ausgeſchloſſen von jeder Feſtfeier, von jedem Verkehr mit den Menſchen. Mit zerriffenen Kleidern und verhülltem Bart gingen ſie fahlen Hauptes einher, und wenn ſich einmal jemand aus Verſehen oder Unwiſſenheit ihren Wohnungen näherte, ſo mußten ſie ihm ſchon von weitem zurufen: „Unrein, unrein!“ Und niemand, niemand konnte ihnen helfen. Gott allein war imſtande, ſie von dem entſetzlichen Uebel zu befreien. Er allein vermochte ihre Unreinigkeit von ihnen zu nehmen und ſie wieder völlig rein zu machen.

Es giebt wohl kaum ein treffenderes Bild von der Sünde und ihren Folgen als gerade der Ausſatz. So wie dieſer den Menſchen völlig unrein machte und ihn aus der Mitte des Volkes Iſrael, aus der Nähe des heiligen Ortes, wo Jehova wohnte, verbannte, ſo hat auch die Sünde den Menſchen durch und durch verderbt;

sie hat ihn aus dem Paradiese, aus der Gegenwart Gottes vertrieben. Und so wie der Aussätzige einem sichern Tode entgegenging, wenn Gott sich nicht über ihn erbarmte und ihm die Gesundheit wiedergab, so eilt auch der Mensch rettungslos einem unausbleiblichen Verderben zu. Auch für ihn giebt es keine Hoffnung. Vielleicht redet er sich ein, es sei mit ihm noch nicht so schlimm; vielleicht findet er noch manches Gute an sich selbst und denkt, Gott würde das gewiß anerkennen und ihm gnädig sein. Aber er bedenkt nicht, daß Gott vollkommen gerecht und heilig, daß Er „zu rein von Augen ist, um Böses zu sehen“. (Hab. 1, 13.) Er bedenkt nicht, daß das geringste Zeichen des Aussatzes, mochte es nur ein „weiß-rötlicher Flecken“ sein, völlig genügend war, um den Kranken aus jeder Gemeinschaft mit dem Volke Gottes auszustoßen, und daß ebenso der kleinste Flecken von Sünde die ewige Verbannung aus der Gegenwart Gottes zur Folge hat. Ja, Gott muß den Menschen verdammen, der in seinen Sünden vor Ihm erscheint. Er kann ihn nicht so annehmen, aber — Er kann ihn reinigen. Was kein Mensch zu thun vermag, das vermag Er. Und wodurch reinigt Er ihn? Durch das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes. Dieses Blut vermag alle die häßlichen Flecken, welche die Sünde in und an uns hervorgebracht hat, abzuwaschen und uns vollkommen rein zu machen.

Doch wenden wir uns jetzt zu der schönen Erzählung von der Reinigung des Aussätzigen, wie wir sie in dem 1. Kapitel des Evangeliums Markus finden. Es gab zu der Zeit, als der Herr Jesus sich inmitten Seines Volkes befand, noch viele Aussätzige im Lande Israel. Wir hören wiederholt, daß Er einige derselben, (einmal

sogar zehn auf einmal) die sich im Vertrauen an Ihn wandten, von ihren schrecklichen Leiden befreite.

Wir lesen nun im 40. Verse des angeführten Kapitels: „Und es kommt ein Aussätziger zu Ihm, bittet Ihn und kniet vor Ihm nieder und spricht zu Ihm: Wenn Du willst, kannst Du mich reinigen.“ In Luk. 5, 12, wo uns dieselbe Geschichte mitgeteilt wird, heißt es: „Siehe, da war ein Mann voll Aussatz.“ Wir können daraus schließen, daß dieser arme Mensch seine Krankheit schon lange Jahre mit sich umhergetragen hatte. Wie oft mag wohl der Unglückliche in dieser Zeit der Verzweiflung nahe gewesen sein, wie oft mag er den Tod herbeigesehnt haben! Da, mitten in seinem Elend, dringt die Kunde von Jesu zu ihm. Er hört von Seiner Liebe und Güte erzählen; man sagt ihm, daß ein großer Prophet aufgestanden sei, der die Macht habe, Kranke zu heilen und selbst Tote aufzuerwecken. Und er eilt hin und kniet vor Ihm nieder. Sein einziger Zufluchtsort war zu den Füßen Jesu. Dort ist in der That der wahre Platz für jeden Hilfsbedürftigen. Bin ich krank und kann kein Mensch mir helfen, Ihm ist es ein Leichtes, mich in einem Augenblick gesund zu machen. Bin ich des Trostes bedürftig, Sein Herz fließt über von Mitgefühl. Bin ich in Schwierigkeiten und weiß keinen Ausweg mehr, Er hat Mittel und Wege genug, um mich aus allen meinen Bedrängnissen zu erretten.

„Und er spricht zu ihm: Wenn Du willst, kannst Du mich reinigen.“ Das war Glaube und Ergebung. Er zweifelte durchaus nicht an der Macht des Herrn Jesu; er wußte nur nicht, ob es der wohlgefällige Wille des Herrn war. „Jesus aber, innerlich bewegt, streckte die Hand aus, rührte ihn an und spricht zu ihm: Ich

will, sei gereinigt.“ Wie schön sind diese wenigen Worte! Da lag der arme, unglückliche Mensch in seinem Elende, bedeckt mit dem Aussatz, ein Bild des Jammers. Und der Herr ward innerlich bewegt. Er litt mit dem Leidenden. „Fürwahr, Er hat unsre Leiden getragen, und unsre Schmerzen hat Er auf sich geladen.“ (Jes. 53, 4.) Jesus vergoß Thränen, als Er nach Bethanien kam und Maria sich mit den Worten vor Ihm niederwarf: „Herr, wenn Du hier gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben.“ (Joh. 11, 32—35.) Er ward innerlich bewegt, als Er in Nain hineinging, aus dessen Thoren man eben einen Jüngling, den einzigen Sohn einer Witwe, zu Grabe trug. (Luf. 7, 11—13.) Er ward innerlich bewegt bei dem Anblick der großen Volksmenge, die sich in der Wüste um Ihn versammelte; denn sie waren abgemattet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. (Matth. 9, 36.) Doch der Herr hatte nicht nur Mitgefühl, sondern Er half auch. Er gab den beiden Schwestern ihren Bruder wieder, Er trocknete die Thränen der Witwe, Er lehrte die Volksmenge und speiste sie in der Wüste, und Er beantwortete die Bitte des Aussätzigen mit den Worten: „Ich will, sei gereinigt!“ Ja, nie wurde ein Bedürftiger, der zu Ihm kam, ohne Trost und Hülfe entlassen.

„Und während Er noch redete, ging alsbald der Aussatz von ihm, und er war gereinigt.“ Derselbe Mann, der noch einen Augenblick vorher „voll Aussatz“ gewesen war, konnte sich jetzt, als völlig rein, dem Priester zeigen und Gott die Opfer darbringen, welche Mose geboten hatte.

Mein Leser! so wie der Herr Jesus damals war, so ist Er noch. Es ist Seine Freude, jedem zu helfen,

der zu Ihm kommt, vor allem aber, den verlorenen Sünder zu erretten. Auch dich wird Er nicht zurückstoßen; es ist nur die Frage, ob du so zu Ihm kommst wie jener Ausjägige. Wie damals für ihn, so giebt es für dich jetzt nur einen Zufluchtsort: zu den Füßen Jesu. Und du brauchst nicht mehr zu sagen: „Herr, wenn Du willst, kannst Du mich reinigen.“ Denn Er hat Sein Blut für verlorne Sünder vergossen und läßt dich jetzt einladen, zu Ihm zu kommen und dich reinigen zu lassen. Er sagt: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben;“ (Matth. 11, 28) und an Seiner Statt bittet der Apostel Paulus: „Lasset euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.) Darum eile mit Vertrauen zu Jesu und wirf dich zu Seinen Füßen nieder. Sicher, Er wird dich ebenso bereitwillig und völlig von deinen Sünden reinigen, wie einst den Ausjägigen von seinem Ausjag.

Der franke Matrose.

Es war an einem freundlichen Nachmittage, so erzählt Frau K., eine christliche Dame, als ich meine Schritte dem Meere zuwandte, um mich an der reinen Seeluft zu erfrischen und die herrliche Aussicht zu genießen. Kein Wölkchen trübte die klare Bläue des Himmels, und hell und warm sandte die Sonne ihre belebenden Strahlen hernieder. Die Wellen des Meeres, die in der vergangenen Woche fast fortwährend von den heftigsten Stürmen gepeitscht worden waren, wogten friedlich auf und nieder und brachen sich leise an der sandigen Küste. Diese selbst bot ein bewegtes, wechsel-

volles Bild. Es war in der für den Fischfang günstigsten Jahreszeit, und die Bewohner des in der Nähe liegenden Fischerdorfes waren eifrig bemüht, ihre Boote in Stand zu setzen und zur Abfahrt bereit zu machen. Das Unwetter der letzten Tage hatte sie zu längerer Unthätigkeit gezwungen, und jetzt galt es, das Versäumte nachzuholen. Schon schwammen einige der Fahrzeuge auf hoher See und entfernten sich bei dem günstigen Winde rasch von der heimatlichen Küste. Die andern folgten nach und nach. Als ich so ein Boot nach dem andern in See stechen sah und ihren Lauf mit den Augen verfolgte, beschlich mich der lebhafteste Wunsch, ihren Injassen, deren Leben fast unaufhörlich von drohenden Gefahren umringt ist, die frohe Botschaft von Jesu, dem Heilande der Sünder, zu bringen. Während ich noch mit diesen Gedanken beschäftigt war und im Stillen zum Herrn flehte, daß Er mir Gelegenheit geben möchte, um mit diesen Leuten über das Heil ihrer unsterblichen Seele reden zu können, tönten plötzlich die Worte an mein Ohr:

„Sie sind ja wohl Frau K., nicht wahr? — Dort drüben in dem Dorfe liegt ein kranker Matrose, der Sie dringend zu sprechen wünscht. Er hat mich hierher geschickt, um Sie um einen Besuch zu bitten und Ihre Antwort zurückzubringen.“

Als ich mich verwundert nach dem Sprecher umwandte, erblickte ich einen sauber gekleideten Knaben von ungefähr 12 Jahren an meiner Seite. Seine Augen blickten mich so bittend an, daß ich mich sogleich zu ihm hingezogen fühlte.

„Welches Dorf meinst Du denn, mein Kleiner?“ fragte ich ihn in freundlichem Tone.

„Es liegt hinter jenem Hügel, der sich dort drüben bis ans Meer erstreckt,“ antwortete der Knabe eifrig; „wenn Sie auf jenem Hügel sind, können Sie gar nicht mehr fehlgehen, denn Sie sehen dann das Dorf, in welchem mein armer Andreas wohnt, gerade vor sich liegen. Wenn Sie mit mir die Küste entlang gehen könnten und das Ersteigen der Klippen nicht scheuten, so würden wir bald dort sein. Doch es giebt noch einen andern bequemeren Weg um den Hügel herum; er ist nur etwas weiter.“

Mein Auge folgte der Richtung, welche die ausgestreckte Hand des kleinen Boten anzeigte. Gern wäre ich sogleich mitgegangen, aber allerlei Umstände schienen es unmöglich zu machen. Und doch wollte ich nicht gern die dringende Bitte des Kranken abschlagen und zögerte daher einen Augenblick mit der Antwort.

Der Kleine mußte wohl meine Gedanken erraten haben; denn plötzlich sagte er: „Bitte, Frau K., geben Sie mir eine gute Antwort. Andreas ist sehr krank und muß fast immer allein sein.“ Während er sprach, war es mir, als flüsterte mir eine Stimme zu: „Habe ich dir nicht geboten: Sei fest und mutig!“? und zwar so klar und deutlich, daß ich, ohne einen Augenblick länger auf die Hindernisse zu blicken, antwortete: „Sage ihm, ich würde kommen.“

„Aber wann, Frau K.“ fragte der Knabe wieder.

„Heute noch,“ erwiderte ich.

Er zögerte noch immer zu gehen. „Ich möchte Sie noch darauf aufmerksam machen,“ sagte er nach einigem Ueberlegen, „daß der Weg durch eine ver-rufene Gegend führt, und daß es nicht anzuraten ist, ihn in der Dunkelheit zu gehen.“ Mit diesen Worten

blickte er zur Sonne und dann auf mich, als wollte er sagen: „Es ist bald Zeit, denn der Tag geht zur Neige.“

„Ich will kommen, sobald es mir möglich ist,“ sagte ich; und ganz zufrieden mit diesem „sobald“, eilte der kleine Bursche davon, um seinem kranken Freunde die frohe Botschaft zu bringen.

Eine oder zwei Stunden später stand ich an dem Lager von Andreas N.; der Herr hatte alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt; ja, Er hatte noch mehr gethan, Er hatte mir das vollste Vertrauen gegeben, daß Er Seine Hand im Spiele habe und mich Sein Werk sehen lassen werde.

Ich hatte erwartet, einen alten, abgelebten Seemann zu finden, der die Stürme eines manchen Winters siegreich überstanden, aber endlich den mannigfachen Strapazen erlegen war. Meine Ueberraschung war daher nicht gering, als sich meinen Blicken der „franke Matrose“ als ein junger, kräftig gebauter Mann darstellte, der an den Folgen eines Unfalls krank und hilflos darnieder lag. Seine Stärke war unter seinen früheren Kameraden sprichwörtlich geworden. „So stark wie Andreas N.“ war unter ihnen ein gewöhnlicher Ausdruck gewesen, wenn sie eine außerordentliche Kraft bezeichnen wollten. Noch jetzt bot seine ganze Erscheinung das Bild einer ungewöhnlichen Körperkraft. Seine Gesichtszüge waren höchst freundlich. Seine klaren, blauen Augen zeugten von Offenheit und Ehrlichkeit; das Lächeln, mit welchem er mich willkommen hieß, machte sein Gesicht ungemein anziehend. Derselbe Knabe, den ich soeben kennen gelernt, und der mich so dringend eingeladen hatte, stand am Kopfende des Bettes und war eifrig beschäftigt, Bindfaden auf ein Knäuel zu wickeln.

Das Zimmer des jungen Seemannes war nur ärmlich ausgestattet; aber alles zeugte von der größten Sauberkeit und Ordnung, so daß man sich unwillkürlich in demselben wohl fühlte und sich in einem viel reicher und bequemer eingerichteten Raume zu befinden glaubte. Ueberall waren die Spuren einer liebenden und sorgsamten Hand bemerkbar. Nur eines fiel mir auf; kein Buch, auch nicht das kleinste, war in dem ganzen Zimmer zu entdecken. Ich wunderte mich darüber, sollte aber später den Grund erfahren.

„Treten Sie näher, Frau K., und seien Sie herzlich willkommen!“ sagte Andreas, als sein Auge auf mich fiel; „es freut mich sehr, Sie zu sehen. Tagelang erblicke ich kein anderes Gesicht, als das meiner Mutter und des kleinen Tim hier. Es ist nicht leicht für mich, hier so allein liegen zu müssen, nur beschäftigt mit den Gedanken über mein trauriges Mißgeschick. Aber Tim, hole einmal rasch Mutters großen Stuhl für die Dame herbei und setze ihn hier neben mein Bett! Es thut mir leid, daß ich nicht aufspringen und Ihnen den Sessel selbst bringen kann. Doch ich bin nur noch ein Brack, das niemandem mehr etwas nützen kann und auch nie wieder flott werden wird.“

„Aber,“ wandte ich ein, „von kranken Leuten erwartet man auch nicht, daß sie aufstehen und ihren Besuchern aufwarten. Ich bin gekommen, um zu sehen, ob ich Ihnen nicht in irgend einer Weise nützlich sein kann. Beunruhigen Sie sich daher gar nicht.“

Er lächelte und sah mich mit einem dankbaren Blick an. Unterdessen hatte Tim den gewünschten Sessel herbeigeholt, und ich ließ mich an der Seite des Kranken nieder.

„Heinrich L.“ so begann dieser jetzt, „erzählte mir vor ungefähr einer Woche von Ihnen und sagte mir, Sie könnten mir etwas mitteilen, das mich sehr trösten würde. Ich weiß nicht, ob Sie Heinrich kennen; er ist ein früherer Kamerad von mir, und wir haben manche Fahrt zusammen gemacht. Ich glaube nun nicht die Hälfte von dem, was er mir gesagt hat; allein heute Morgen fielen mir seine Worte wieder so lebhaft ein, daß ich es nicht unterlassen konnte, den kleinen Tim zu Ihnen zu schicken, um Sie um einen Besuch zu bitten.“

„Sind Sie denn wirklich so sehr des Trostes bedürftig?“ fragte ich.

„O ja, Frau K.“ war die Antwort, „sehr bedürftig. Die Aerzte haben mir gesagt, daß ich nie wieder das Bett verlassen würde. Ach! der Gedanke, mein ganzes Leben hindurch wie ein Gefangener an dieses Zimmer gefesselt zu sein, treibt mich zuweilen fast zur Raserei!“ Ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten, während sich ein so finsterner Ausdruck der Verzweiflung über die Züge des Kranken ausbreitete, daß ich unwillkürlich erschraf.

Eine minutenlange Pause trat ein. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Endlich unterbrach ich das Stillschweigen mit den Worten: „Sind Sie schon lange krank, Andreas?“

„Es sind seit dem Tage, an dem mir der Unfall zustieß, nun schon vier Monate verflossen. Ich habe mehr als drei Monate im Hospital zugebracht.“

„Wollen Sie mir nicht einmal erzählen, auf welche Weise Sie in diese traurige Lage gekommen sind? Oder regt es Sie zu sehr auf, davon zu sprechen?“

„O nein; es wird im Gegenteil eine Erleichterung

für mich sein, wenn ich mein Herz einmal ausschütten kann; denn sehen Sie, wenn meine Mutter am Abend, müde von der Arbeit, nach Hause kommt, so darf ich sie nicht auch noch mit meinen Klagen und Seufzern belästigen. Arme Mutter! Es ist hart genug für sie, Tag für Tag schwer arbeiten zu müssen, um für uns beide den Unterhalt zu verdienen. Ich würde mein Leiden gewiß geduldiger und wie ein Mann tragen, wenn nicht die gute Mutter so schwer dadurch getroffen worden wäre. Aber gerade als ich imstande war, für sie zu sorgen, und daran dachte, ihr durch meinen Verdienst ein bequemerer Leben zu verschaffen, da“ Ein lautes Stöhnen entrang sich der Brust des Unglücklichen und hinderte ihn, den Satz zu vollenden. Ich war tief gerührt über die Größe der kindlichen Liebe, die sich in diesem Ausbruch des Schmerzes kundgab. Endlich ermannte sich Andreas wieder und fuhr, wenn auch noch mit zitternder Stimme, in seiner Erzählung fort. Im Verlaufe derselben erfuhr ich, daß er Schiffszimmermann gewesen war. Das Meer war seine Freude, und manche glückliche Fahrt, sowie manchen heftigen Sturm hatte er überstanden, bis er infolge seiner außerordentlichen Stärke und „seines großen Glücks“, wie er sich ausdrückte, sorglos gegen jede Gefahr geworden war. Am Ende seiner letzten Reise nun, als das Schiff schon in den heimatlichen Hafen einlaufen wollte, ereilte ihn sein Schicksal. Er wurde nämlich ins Takelwerk hinaufgeschickt, um an einem der höchsten Segel einen kleinen Schaden auszubessern. Sorglos wie immer stieg er hinauf. Der Tag war schön und ruhig, die See glatt wie ein Spiegel; da plötzlich blähte eine scharfe Brise vom Lande her die Segel und legte das Schiff auf die Seite.

Andreas, der sich, keine Gefahr ahnend, gerade anschickte, seinen hohen Standpunkt zu verlassen, wurde unerwartet von dem Windstoß erfaßt, verlor seinen Halt und stürzte aus der schwindelnden Höhe auf's Deck hinab, wo man ihn besinnungslos aufhob. Sobald das Schiff vor Anker gelegt war, brachte man ihn ins Krankenhaus; dort blieb er, wie schon oben bemerkt, über drei Monate. Die Aerzte thaten ihr Möglichstes, um ihn wiederherzustellen; endlich aber mußten sie ihm erklären, daß an eine Genesung nicht zu denken sei, und er wohl nie wieder imstande sein würde, zu gehen oder auch nur sich aufzurichten, da sein Rückgrat durch den furchtbaren Sturz unheilbare Verletzungen davongetragen habe.

„Als sie nichts mehr für mich thun konnten,“ so schloß er seine Erzählung, „brachten sie mich nach Hause; und jetzt liege ich hier, hülfloser als ein Kind, und nur ein Gegenstand der Sorge und des Kummer's. Ach! wenn ich meine gute Mutter jeden Abend so bleich und ermüdet ins Zimmer treten sehe, dann meine ich es nicht mehr aushalten zu können. Der Gedanke, daß sie sich für mich so plagt, während ich hier unthätig liegen muß, macht mich höchst unglücklich. Und doch murre sie nie; sie sagt immer, Gott habe es so gefügt, und Seine Wege seien allezeit die besten. Ich freue mich, daß sie so denken kann, denn es macht sie heiter und glücklich; aber mir scheint es, als wenn Gott, der, wie sie sagt, der Mann der Witwen und der Vater der Waisen sein will, sie vergessen habe, indem Er mich unfähig macht, ihr zu helfen.“

„Hat Ihre Mutter außer Ihnen kein Kind mehr?“ fragte ich.

„Keines. Sie hatte fünf, aber außer mir starben

alle in frühem Alter; mein Vater verunglückte zur See, als ich kaum drei oder vier Jahre alt war. Als er seine letzte Reise antrat, sagte er zu der Mutter: „Bitte den Herrn, daß Er mich bewahre; wenn ich zurückkomme, so will ich meinen gefährlichen Beruf aufgeben und mich auf dem Lande niederlassen.“ Aber „die Karolina“ — so hieß die Brigg, auf welcher er Dienste genommen hatte — kehrte nicht wieder zurück; weder über Schiff noch Mannschaft hat man je etwas in Erfahrung bringen können. Ja, Frau K., der allmächtige Gott hat hart an uns gehandelt — sehr, sehr hart!“

Ich fühlte mich außer Stande, ein Wort des Trostes zu erwidern, und vermochte nur im Stillen zum Herrn zu flehen, daß Er sich diesem armen, unglücklichen Manne, der so bittere Gedanken über Ihn hegte, in Seinem wahren Charakter offenbaren möchte. Es schien mir, als wenn ich mit um so mehr Vertrauen zu Ihm gehen könnte, da der vorliegende Fall so weit über alle menschliche Hülfe erhaben und gerade für einen Heiland-Gott geeignet war. Der Kranke sah mich lange erwartungsvoll an; als ich aber beharrlich schwieg, sagte er in einem Tone, durch welchen seine Enttäuschung deutlich durchklang: „Ich habe es Heinrich ja gesagt, daß mir niemand Trost bringen könnte, auch Sie nicht; aber trotzdem bin ich Ihnen sehr dankbar, daß Sie die Mühe nicht gescheut haben, zu mir zu kommen.“

„Ihr Unglück ist wirklich groß, Andreas,“ antwortete ich, „und ich fühle, daß menschliche Worte hier nichts ausrichten können, wenn sie auch noch so voll Mitleid wären. Nur Einer ist da, der helfen kann, Einer, der sie zu trösten vermag; aber für diesen Einen haben Sie nichts als bittere Gedanken und Anklagen. Sie

denken vielleicht, ich hätte gut reden, da ich mich nicht in Ihrer traurigen Lage befände; aber wollen Sie mir einmal eine Frage beantworten? Sie haben soeben die schwersten Beschuldigungen gegen Gott erhoben: Er habe Sein Wort gebrochen, die Witwe vergessen, die auf Ihn vertraute, und sei sehr, sehr hart mit der Waise verfahren. Haben Sie denn gar nichts nach der andern Seite hin zu sagen? Erinnern Sie sich an nichts, wofür Sie Gott zu danken, und worin Sie Seine Gnade zu preisen hätten?"

Er stützte seinen Kopf auf die Hand und sah mich lange ernst an, sprach aber kein Wort.

„Glauben Sie, daß es einen Gott und einen Teufel, einen Himmel und eine Hölle giebt?“ fragte ich.

„Ja, ich glaube, was die Bibel sagt; es ist das liebste Buch meiner Mutter, und auch mein Vater schätzte es sehr hoch.“

„Wie hoch sagten Sie mir doch, daß Sie gefallen seien?“ fragte ich jetzt.

Andreas schien im höchsten Grade über meine unerwartete Frage erstaunt zu sein, doch er antwortete nach einigem Besinnen:

„Beinahe 50 Fuß hoch.“

„War der Fall wohl hoch genug, um Sie zu töten?“

„Hoch genug, Frau K.? — Ich meine doch, er wäre hoch genug gewesen, um mich völlig zu zerschmettern. Es ist ja für jedermann ein Wunder, daß ich noch mit dem Leben davongekommen bin. Zwei Kameraden von mir fielen eines Tages, als wir die Küste von Südamerika entlang segelten, nur 20 Fuß hoch, und keiner von ihnen hat seinen Mund je wieder aufgethan.“

„Und wenn Sie nun auch Ihren Mund auf Erden

nicht mehr aufgethan hätten, wo, denken Sie, würde wohl zuerst Ihre Stimme wieder gehört worden sein? Wohin wären Sie in jenem Augenblick gegangen, in den Himmel oder in die Hölle?"

Der Kranke starrte schweigend vor sich hin. Augenscheinlich hatten meine Worte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Mehrere Minuten lang hörte man nichts als das Ticken der kleinen Wanduhr, die über dem Bett hing, und die schweren Atemzüge des jungen Matrosen. Endlich begann er mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Ich wäre in die Hölle gegangen, ich weiß es; der Teufel hielt mich damals fest gepackt.“

„Ja, und er suchte Sie geradezu Weges in die Hölle zu bringen, indem er zu sich selbst sagte: „Jetzt, wo sein Herz weit von Gott entfernt ist, wo niemand da ist, um ihn zu warnen, und keine Krankheit ihn dazu treibt, seine Errettung zu suchen, jetzt, während ich ihn noch in meiner Gewalt habe, will ich sein Verderben beschleunigen, und er wird für ewig meine Beute sein.“ Doch des Herrn Auge war auf Sie gerichtet — das Auge Dessen, den Sie beschuldigen, die Witwe vergessen und die vaterlose Waise hart behandelt zu haben — und das mächtige Wort ging von jenem Herzen der Liebe aus: „Ich brauche diese Seele; erlöse ihn, daß er nicht in die Grube hinabfahre! Ich habe eine Sühnung gefunden.“ (Hiob 33, 24.) Wie Sie selbst sagen, war es ein Wunder, daß Sie lebend aufgehoben wurden, und niemand kann begreifen, was die Heftigkeit Ihres Falles gebrochen hat. Ich will es Ihnen sagen: Es war die Liebe und die Gnade des Herrn, welcher Ihrer Seele nachging. Er sprach das Wort, und Seine Boten, die Seinen Willen ausführen, stellten sich ungeesehen zwischen

Sie und das ewige Verderben, welches der Teufel Ihnen bereiten wollte; und obwohl Sie jetzt ein Krüppel sind, so befinden Sie sich doch noch außerhalb der Hölle. Noch ist die Thür des Himmels aufgethan, um Sie zu empfangen; noch wartet Jesus auf Sie, um Ihnen gnädig zu sein; noch bietet Er Ihnen Erlösung an durch Sein Blut und sagt: „Komme her zu mir, ich will dir Ruhe geben!“ Er bietet Ihnen das ewige Leben an und will Ihr Geleitsmann sein durch die Leiden und Trübsale dieser Welt. Er wünscht Sie in der ewigen Herrlichkeit für immer in Seiner Nähe zu haben, und Seine Liebe war es allein, die Sie vor vier Monaten vor dem ewigen Verderben bewahrte. — Können Sie auch jetzt noch sagen, daß Er die Witwe und ihren Sohn vergessen habe?“

Ich werde nie den Ausdruck vergessen, der sich auf dem Gesicht des jungen Seemanns zeigte, als ich geendet hatte. Atemlos und mit vorgebeugtem Oberkörper war er meinen Worten gefolgt, und mit einem tiefen Seufzer sank er jetzt in die Kissen zurück. Ich selbst befand mich in einer wunderbaren Stimmung. So wenig ich vorher gewußt hatte, was ich dem Kranken sagen sollte, so voll war mein Herz jetzt. Während ich sprach, kam es mir vor, als sehe ich ein Gemälde vor mir, dessen einzelne Teile und Bedeutung ich beschrieb. Der kleine Tim war näher zu mir gerückt und sah mich mit dem höchsten Erstaunen an. Plötzlich jedoch nahm sein Gesicht einen ernstesten und erschreckten Ausdruck an, als sein kranker Freund in leidenschaftlichem Tone in die Worte ausbrach:

„Ich bin der größte Narr und der schwärzeste Sünder, der sich noch außerhalb der Thore der Hölle befindet; ich habe nicht nur alle jene herrlichen Dinge verachtet, nein, ich habe sogar den Gott zu be-

schuldigen gewagt, der sie mir in Seiner Güte und Gnade anbot."

"Er bietet sie Ihnen noch an, Andreas," wandte ich ein. "Er sagt immer noch: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinauswerfen.“"

"Nein; Er kann sie nicht jemandem anbieten, der, wie ich, Ihn für Seine Liebe nur geschmäht hat. Ach! meine Sünden vor dem Unglücksfall waren nichts im Vergleich mit denen, die ich nachher verübt habe. Ich habe nichts anderes gethan, als Ihn geschmäht und gelästert. Ich wundere mich jetzt, daß Er mich nicht schon längst für meine entsetzlichen Worte getötet hat."

"Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt von aller Sünde," fiel ich ein.

"Nein, nein, die meinigen können nicht vergeben werden; sie sind nicht damit gemeint. Sie sind größer, als diejenigen irgend eines Menschen. Ach! wenn ich Seine Liebe doch früher erkannt hätte!"

"Als Gott sagte: „alle Sünden," mußte Er da nicht, was Er sagte, oder meinte Er nicht alle? Ganz gewiß; aber ebenso gewiß kennt Er auch den vollen Wert des Blutes Seines Sohnes."

Der Kranke bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und Thräne auf Thräne rann langsam zwischen den halbgeöffneten Fingern hindurch. Unverkennbar hatte der Heilige Geist ein Werk in seinem Herzen begonnen. Ich wagte das tiefe Schweigen nicht zu unterbrechen. Nach einer langen Pause blickte der junge Matrose plötzlich auf und sagte: "Meine Sündenschuld erscheint mir zu groß, als daß Gott sie völlig vergeben könnte; aber glauben Sie nicht, daß Er vielleicht auf mich hören würde, wenn ich Ihm sagte, wie böse ich gewesen bin,

und Ihn bäte, Er möchte in mir wirken, damit ich Ihn für alles das, was Er für mich gethan hat, liebte, selbst wenn es in der Hölle wäre?"

Der tiefe Ernst des Mannes und die Merkwürdigkeit seiner Frage, verbunden mit dem Bewußtsein, wie gern der Vater diesen verlorenen Sohn in Seine Arme aufzunehmen wünschte, bewegten mich so sehr, daß ich nur mit Mühe antworten konnte. „Es würde Gottes völlig unwürdig sein, wenn Er so handelte," sagte ich. „Gott thut nichts halb. Sie machen es gerade so wie der verlorene Sohn, der im fernen Lande beschloß, nach Hause zurückzukehren und seinen Vater zu bitten, er möchte ihn zu einem seiner Tagelöhner machen. Erinnern Sie sich nicht, wie der Empfang beim Vater ausfiel?"

„Nein, ich erinnere mich dessen nicht. Ich habe selbst die Bibel nie gelesen; und während der vielen Jahre, die ich schon auf der See zugebracht, habe ich alles vergessen, was meine gute Mutter mir vorzulesen pflegte. Doch ich meine einmal die Geschichte von einem verlorenen Sohne gehört zu haben."

Der Abend war inzwischen hereingebrochen und hatte alle Gegenstände um uns her in tiefe Dämmerung gehüllt; ich versuchte bei dem flackernden Scheine des Kaminfeuers das bekannte Gleichniß vorzulesen, sah aber bald die Unmöglichkeit davon ein und begann, dem mit gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Seemann dasselbe zu erzählen. Als ich geendigt hatte, seufzte er tief auf.

„Ja, das war wirklich Liebe," begann er, „aber jener Mann war auch noch lange nicht so schlecht, wie ich bin; sein Vater war ihm nicht nachgegangen, wie Gott mir nachgegangen ist."

„Aber, Andreas," fiel ich ein, „es handelt sich nicht

darum, wie gut oder schlecht Sie sind, sondern ob das Blut des Sohnes Gottes imstande ist, Ihre Sünden abzuwaschen. Gott kann allerdings durchaus keine Sünde sehen, und nur das kostbare Blut Jesu vermochte irgend einen von uns in Seine heilige Gegenwart zu bringen; aber Gott sagt, daß dieses Blut uns reinige von aller Sünde. Wollen Sie jetzt noch behaupten, daß es Sünden gebe, von denen dieses Blut uns nicht reinigen könne? oder wollen Sie behaupten, daß der Vater nicht Liebe genug habe, um jeden Seiner verlorenen Söhne, und wenn es der schlechteste wäre, aufzunehmen, wenn er zurückkehrt? — — Doch ich muß jetzt aufbrechen und wünsche nur noch, Ihnen zwei kleine Verse zu sagen, mit der Bitte, einmal ernstlich über dieselben nachzudenken. Der eine lautet: „Gott ist Liebe“; der andere: „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“

Langsam wiederholte er zwei- oder dreimal meine Worte, um sie seinem Gedächtnis genau einzuprägen. Dann, als ich mich erhob und zur Heimkehr anschickte, schien er plötzlich die hereinbrechende Dunkelheit zu bemerken und befahl dem kleinen Tim, mich zu begleiten. Doch ich versicherte ihm, daß Einer mit mir gehen würde, für den Dunkelheit und Licht ganz einerlei wären, und versprach, wenn es mir möglich sein würde, am folgenden Morgen meinen Besuch zu wiederholen. Er dankte mir herzlich, und ich verließ das Haus.

Durch allerlei Dinge wurde ich verhindert, am nächsten Tage meinem Versprechen nachzukommen, so sehr ich mich auch darnach sehnte. Sobald ich aber am zweiten Tage ein wenig Zeit fand, eilte ich zu der kleinen Fischerhütte zurück. Als ich in das Zimmer trat, in welchem der junge Seemann lag, rief er mir, ehe ich

noch meinen Gruß auszusprechen vermochte, mit freudeglänzendem Gesicht zu: „Ich habe es gefunden, ich habe es gefunden!“

„Was haben Sie gefunden, Andreas?“ fragte ich.

„Alles, alles, Frau K.! Nur die Herrlichkeit noch nicht! Aber sie ist der Hafen, in den ich bald einlaufen werde. Ich habe meinen Votzen schon an Bord und Ihm das Steuerruder übergeben, und Er kennt den Weg dorthin ganz genau.“

„Aber sagen Sie mir doch, wie kam das alles?“

„Nun, Frau K., nachdem Sie mich vorgestern verlassen hatten, war es mir sehr, sehr elend zu Mute. Ich sah nichts als meine Sünden, und wie ein Schreckgespenst stand meine schwarze Undankbarkeit vor meinen Augen. Ach, welche Nacht folgte dem unglücklichen Tage! Als Sie nun gestern nicht kamen, da dachte ich, Gott hätte mich völlig aufgegeben; ich konnte kein Wort mit meiner Mutter sprechen, obwohl ich bemerkte, wie sie mich lange ansah und endlich seufzend das Zimmer verließ. Mein schrecklicher Zustand währte den ganzen Tag bis in die Nacht hinein. Da, mitten in der Nacht, als ich fast in Verzweiflung war, hörte ich — ich weiß selbst nicht, wie es kam — plötzlich auf, an mich und an meine Sünden zu denken, und begann, mir alles das ins Gedächtnis zurückzurufen, was Sie mir über jenen Vater gesagt hatten, der seinem armen Sohne in seinem Elend entgegenlief und ihm völlig vergab. Als dann der Gedanke an meine vielen Sünden zurückkommen wollte, schien mir jemand zuzusüstern: „Andreas, Mann! wenn Du ein größerer Sünder bist als jener Mensch, so macht das Ihn nur zu einem um so größeren Helden, der fähig ist, Dich zu retten.“ Gleich darauf rief

ich laut aus: „Das ist es, Herr! Jetzt habe ich es gefunden! Du bist ein Heiland, mächtig genug, um selbst einen so bösen Menschen, wie ich bin, zu erretten; denn das Blut Jesu Christi reinigt von aller Sünde.“ Ein unaussprechliches Glück zog in mein Herz ein; ich glaubte im Himmel zu sein. Ich weiß nicht, wie die Nacht verging. Ich fühlte keine Spur von Schmerzen mehr und konnte nur loben und danken.“

„Weiß Ihre Mutter schon etwas von Ihrer Freude?“ fragte ich.

„O gewiß weiß sie davon. Ich konnte es unmöglich für mich behalten. Sobald ich sie heute Morgen aufstehen hörte, rief ich sie an mein Bett und schüttete ihr mein Herz aus. Als sie vernahm, welch große Dinge der Herr an mir gethan hatte, sank sie auf die Kniee nieder und dankte Ihm, daß Er das Herz der Witwe mit Freude und Lobgesang erfüllt und alle ihre Gebete erhört habe; doch ich kann Ihnen nicht die Hälfte von dem sagen, was sie betete, denn wir weinten beide laut vor Freude. Sie sehen, es ist Seine große Liebe, die mich von meinen bösen Wegen zurückgebracht hat.“

Es war rührend, seiner einfachen, kindlichen Erzählung zuzuhören. Alle seine Gedanken über Gott waren verändert; anstatt Gott zu beschuldigen, daß Er ihn hart und ungerecht behandelt habe, klagte er jetzt sich selbst an und rechtfertigte Gott. Sein Herz strömte über von Lob und Dank gegen Den, der Seine unbegreifliche Liebe ihm geoffenbart hatte.

„Wollen Sie mir nicht noch einmal erzählen, was Sie mir vorgestern über „die Erlösung von der Grube“ sagten?“ fragte er jetzt.

Ich zog meine kleine Bibel aus der Tasche und las

ihm das 33. Kapitel aus dem Buche Hiob vor. Als ich geendet hatte, bat er mich, es noch einmal zu lesen. Ich that's. Als ich bis zum 24. Verse gekommen war, hielt ich einen Augenblick inne. „Ja,“ flüsterte er in tiefer Bewegung, „Gott hat in Christo eine Sühnung gefunden! Er hat mich erlöst, daß ich nicht in die Grube hinabfahre. Alle, alle meine Sünden hat Er hinweggethan. O wie gut und gnädig ist Er! Und ich bin mein ganzes Leben ein böser Mensch gewesen, ja, ich habe sogar gegen meine Mutter sehr unrecht gehandelt. Sie wünschte nie, daß ich zur See ginge, und gab mich zu einem Zimmermann in die Lehre; aber ich hatte keine Ruhe. Alle meine Verwandten waren Matrosen gewesen und hatten meistens ihren Tod in dem nassen Element gefunden. Aber das konnte mich nicht abschrecken. So oft ich am Strande war und die blauen Wogen auf und niedergehen sah, erfaßte mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, und das Landleben schien mir je länger je unerträglicher. Und wenn sich ein Sturm erhob und die gewaltigen, schaumbedeckten Wellen mit donnerndem Geräusch gegen die Klippen trieb, dann wünschte ich nur noch sehnlicher, meine Kräfte im Kampfe mit diesen mächtigen Feinden zu versuchen. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten und trat eines Morgens mit den Worten vor meine Mutter: „Mutter, gieb mir Deinen Segen und laß mich gehen.“ Gewiß, es war grausam von mir, denn sie besaß nur noch mich; mein Vater und meine Geschwister waren ja schon längst tot. Doch sie sagte einfach: „Der Herr ist Dir zugekommen, mein Sohn, und hat mir auch hierfür Kraft gegeben.“ Diese wenigen Worte kamen mir nie aus dem Sinn; und oft, wenn ich in späteren Jahren des Nachts die Wache hatte, sann ich

hin und her, was sie wohl zu bedeuten hätten. Aber trotz allen Nachdenkens blieben sie mir immer ein Räthsel. Doch jetzt verstehe ich sie völlig.“

Ich wünschte sehr, diese Witwe zu sehen, deren Glaube so stark zu sein schien, und über die ihr Sohn in so rührender Weise sprach; allein da sie des Abends erst spät heimkam und ich immer früh nach Hause zurückkehren mußte, vergingen Wochen, ehe mein Wunsch erfüllt wurde. Endlich trafen wir zusammen; ein Blick auf ihr Gesicht genügte, um den Frieden, der in ihrem Innern wohnte, zu erkennen. Sie glich ihrem Sohne fast auf's Haar; sie hatte dieselben klaren, blauen Augen, denselben offenen und ehrlichen Ausdruck und das freundliche Lächeln, welches das Gesicht ihres Sohnes so anziehend machte. Ihr ganzes Wesen gab Zeugnis von einer Ruhe und einem Frieden, welche nur die Frucht eines langjährigen Wandels mit dem Herrn sein konnten. Wenn Sie von Ihm sprach, so war es, als wenn sie von einem guten, wohlbekannten Freunde geredet hätte, dessen Treue sie oft erprobt hatte und auf dessen Liebe sie zu rechnen gewohnt war.

Mehrere Wochen hindurch besuchte ich die mir so teuer gewordene Familie fast jeden Tag. Bald entdeckte ich, daß Andreas kaum lesen konnte, und dies erklärte mir auch den vollständigen Mangel an Büchern, der mir anfänglich aufgefallen war. Jetzt war es sein sehnlichster Wunsch, die Bibel selbst lesen zu können, und er nahm daher mein Anerbieten, ihm dazu behülflich zu sein, mit Freuden an. Seine Fortschritte waren wunderbar. In kurzer Zeit war er schon imstande, lange Verse ohne Anstoß zu lesen. Einige Tage war er jedoch so leidend, daß ich ihm nur vorlesen konnte, und eines

Morgens schien er sogar dieses nicht ertragen zu können. Als ich eintrat, lag er mit geschlossenen Augen da; doch als ich mich wieder still entfernen wollte, bat er mich mit leiser Stimme, da zu bleiben.

„Ihr Besuch belästigt mich nie,“ sagte er, „sondern erfreut und erquickt mich immer; ich kann nicht genug von den herrlichen Dingen hören, die Sie mir mitteilen. Ich verstehe auch das Wort Gottes viel besser, wenn Sie es mir vorlesen.“

Eines Tages fragte ich ihn, ob ihm die Zeit nicht lang würde, da er immer so allein liegen müsse.

„O nein,“ antwortete er, „jetzt nicht mehr. Früher meinte ich oft vor Langeweile zu vergehen, aber jetzt bin ich nicht mehr allein. Jesus ist immer bei mir; und wenn ich auch noch so hilflos bin, Er ist stark. Es ist nicht schwer, von Ihm abhängig zu sein. Und was meine gute Mutter anbetrifft, so weiß ich gewiß, daß Er sie noch weit mehr liebt als ich, und sie überall bewahren und leiten wird. Wie könnte ich nach all der Liebe, die Er mir bewiesen hat, noch an Seiner Bereitwilligkeit zweifeln, uns alles das zu geben, was wir nötig haben? „Er, der doch Seines eignen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben hat, wie wird Er uns mit Ihm nicht auch alles schenken?“ Das ist ein köstlicher Vers.“

Nur einmal sah ich sein Antlitz umwölkt, und das war, als einige Kameraden ihn besuchten und ihn beklagten, daß Gottes Hand so schwer auf ihm ruhe. „Sagt das nicht, Leute,“ rief er, „sagt das nicht! Es erinnert mich nur an meine eigne große Undankbarkeit. Gott hat mich nicht hart behandelt; nein, Er hat eine unumschränkte Gnade und Liebe gegen mich geoffenbart.

Er hat mich dem Rachen der Hölle entrißen und mir eine ewige Herrlichkeit geschenkt. Wenn Ihr Ihn doch auch känntet! Ich möchte mit keinem einzigen von Euch tauschen, obwohl ich krank bin und mein Lager nie wieder verlassen werde. Ich möchte nicht wieder Euer alter Kamerad sein, denn damals kannte ich den Herrn noch nicht.“ Und dann sprach er in so einfacher, ergreifender Weise von Jesu, der seinem Herzen so teuer geworden war, daß seine Zuhörer tief bewegt wurden. Mancher der rauhen, wetterharten Seelente wischte verstohlen eine Thräne aus dem Auge und verließ schweigend das Zimmer. Bei mehreren von ihnen war das Wort auf einen fruchtbaren Boden gefallen und sollte zu einer herrlichen Saat aufsprießen. Auch der kleine Tim war nicht umsonst Augen- und Ohrenzeuge der völligen Umwandlung gewesen, welche sein älterer Freund erfahren hatte. Auch er fand Frieden und Vergebung in dem Blute Jesu Christi, das da reinigt von aller Sünde.

Weiß wie Schnee.

1.

Während des Winters 187— war ich längere Zeit zum Besuch bei einer Freundin, die in dem hübschen Dörfchen C. wohnte. Einige Tage nach meiner Ankunft saßen wir eines Abends neben dem traulich knisternden Herdfeuer und unterhielten uns über jene glückliche Zeit, wann der Herr aus dem Himmel herniederkommen wird, um alle die Seinigen aufzunehmen, und wir dann Ihn in der Luft begegnen und für alle Ewigkeit bei Ihm sein werden. Plötzlich wurde unser Gespräch durch ein heftiges Klopfen an der Thür, das von dem wüsten Ge-

sang einer rauhen Männerstimme begleitet wurde, unterbrochen. Erschrocken blickte ich meine Freundin an.

„Beunruhigen Sie sich nicht,“ sagte sie, „es ist Nathanael W.; er ist einmal wieder betrunken. Er wird gleich vorübergehen.“

„Stört er Sie öfter in dieser Weise?“ fragte ich.

„O ja, sehr oft, wenn er auf seinem Heimwege hier vorbeikommt.“

„Aber wer ist Nathanael W.?“ forschte ich.

„Einer der Dorfbewohner,“ erwiderte meine Freundin; „er wohnt in der kleinen, weißen Hütte in der Nähe der Küste, an welcher Sie vorübergekommen sind. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen in kurzem seine Lebensgeschichte, soweit sie mir bekannt ist, mitteilen.“

Ich bejahte natürlich, und meine Freundin begann:

„Nathanael W. war der Sohn armer, aber geachteter Eltern, die in dem Dörfchen M. wohnten. Er war das einzige Kind, und so kam es, daß von den allzu nachsichtigen Eltern seine Unarten oft kaum gerügt, geschweige denn bestraft wurden. Es war daher kein Wunder, daß aus dem anfänglich ruhigen und folgsamen Kinde allmählich ein störriger, eigensinniger Bube wurde, der sich um die Bitten der Mutter oder die Befehle des Vaters wenig oder gar nicht kümmerte. Als er heranwuchs, machte er die Bekanntschaft mehrerer junger Leute, die, wegen ihrer Leichtfertigkeit allgemein bekannt, ihn nach und nach überredeten, an ihren bösen Streichen teilzunehmen.

„Anfänglich war es nur ein Ausflug nach dem einen oder andern der benachbarten Dörfer, oder eine Nachenfahrt zur See, wozu sich Nathanael an den Sonntag-Nachmittagen verleiten ließ. Allmählich aber wurde es

ihm zur Gewohnheit, die Sonntage auf diese Weise zu verbringen, und nur das schlimmste Regenwetter war imstande, ihn zu Hause zu halten. Bald gab es in der Umgegend keinen Vergnügungsort mehr, wo Nathanael nicht bekannt gewesen wäre. Vergebens hielt ihm sein Vater seine bösen Wege vor; vergebens bat ihn die besorgte Mutter, seine leichtfertigen Kameraden aufzugeben und sie dahin zu begleiten, wo er etwas von Gott und von Seinem Worte hören könne. Er antwortete gewöhnlich: „Ich bin nur einmal jung und will das Leben so lange genießen, wie es mir möglich ist.“

„Um mehr Freiheit zu haben, wie er sagte, verließ er mit mehreren seiner Gefährten das elterliche Haus und suchte sich eine Beschäftigung in einer von seinem Geburtsort weit entfernten Stadt. Dort konnte er ungestört seinen Neigungen nachgehen; und er that es in der ausgedehntesten Weise. Als seine Mutter ihm eine Bibel sandte mit der dringenden Bitte, sie zu lesen, ließ er ihr antworten: „Die Bibel ist gewiß ganz gut für alte Leute, die ihr Leben nicht länger mehr genießen können, oder für solche, die im Begriff sind, zu sterben; aber ich bin gesund und stark und habe sie jetzt noch nicht nötig. Ich denke eine kurze Zeit vor meinem Tode auch religiös zu werden; aber bis dahin werden noch manche Jahre vergehen, und ich will die Vergnügungen, die mir die Welt bietet, genießen, so lange ich jung bin. Eines Tages denke ich sehr religiös zu werden, aber jetzt noch nicht.“

„Monate und Jahre vergingen. Nathanael taumelte unaufhaltsam voran auf dem breiten Wege, der zum Verderben führt. Abend für Abend war er im Wirtshause oder in irgend einem Vergnügungslokale anzutreffen.

Einmal erzählte ihm einer seiner Kameraden, daß in der Nachbarschaft ein Gottesleugner eine Vorlesung halte, und lud ihn ein, mit ihm hinzugehen. Zuerst weigerte er sich; denn obgleich er sehr oft, wenn Stellen, die er als Kind auswendig gelernt hatte, in sein Gedächtnis zurückkehrten, gewünscht hatte, daß die Bibel nicht wahr sein möchte, so schreckte er doch vor dem Gedanken zurück, einer solchen Versammlung beizuwohnen. Nach kurzer Zeit aber war die Stimme des Gewissens durch die Vorstellung des andern zum Schweigen gebracht, daß sie ja die Versammlung verlassen könnten, sobald es ihnen gut schiene. Der ungläubige Redner war ein sehr gebildeter Mann und berühmt wegen seiner Beredsamkeit. Nathanael und sein Begleiter lauschten aufmerksam auf seine Worte und saugen unmerklich das Gift ein, welches sie enthielten. Sie gingen wieder und wieder hin, und nach gar nicht langer Zeit war Nathanael ein ebenso eifriger Gottesleugner wie sein Lehrer.

„Einige Monate später verließ er die Stadt und bezog mit seiner jungen Frau jene kleine Hütte am Meere. Bald nachher ergab er sich dem Trunke und ist nun schon seit sechs Jahren einer der größten Trunkenbolde, die ich kenne. Sein armes Weib liegt seit ungefähr einem Jahre an einer Rückenmarks-Entzündung hoffnungslos darnieder und wünscht sehr, Herrn F., den Pfarrer unsers Dörfchens, zu sprechen; allein Nathanael hat gedroht, er werde jeden totschlagen, der es wagen würde, mit seiner Dorothea über religiöse Dinge zu reden. Neulich hat er einen christlichen Mann, der sie besuchen wollte, schrecklich ausgehimpft und ihm nicht erlaubt, die Hütte zu betreten. Wenn er ausgeht, so verschließt er sorgfältig die Thür, so daß niemand wäh-

rend seiner Abwesenheit hineingehen kann. In den letzten zwei Monaten hat keine Seele, außer dem Doktor, die Schwelle der Hütte überschritten. — Das ist die Geschichte des armen, unglücklichen Nathanael.“

„Wie schrecklich!“ rief ich aus. „Welch eine Macht kann der Teufel über Seelen gewinnen, die sich ihm übergeben! Doch denken Sie wohl, daß Frau W. errettet ist?“

„Ich fürchte, nein,“ war die Antwort. „Zudem sagt der Arzt, daß sie höchstens noch drei Monate zu leben habe. Aber trotzdem will Nathanael keinen Menschen zu ihr lassen; alle Versuche sind vergeblich gewesen.“

Da es mittlerweile spät geworden war, so trennten wir uns und gingen zur Ruhe. Aber ich konnte lange nicht einschlafen; immer wieder mußte ich an die arme Frau denken. Ich sah sie allein und verlassen in ihrer Hütte liegen, wie sie mit raschen Schritten der Ewigkeit entgegenging, ohne, soviel ich wußte, Den zu kennen, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“. Ich erhob mein Herz im Gebet zum Herrn und flehte zu Ihm, daß Er einen Seiner Diener zu dem unglücklichen Weibe senden wolle, um ihr von dem Einen zu erzählen, der für Sünder gestorben und deren einziger Heiland und Freund geworden ist.

2.

Als ich am folgenden Morgen meine Bibel öffnete, fiel mein Auge auf die ersten Worte: „Wen soll ich senden, und wer wird für uns hingehen? Und ich sprach: Hier bin ich, sende mich!“ (Jes. 6, 8.)

Das war gerade die Antwort, die ich auf mein Gebet bedurfte; und ich beschloß, wenn es mir möglich wäre, noch denselben Morgen Frau W. zu besuchen.

Der Schnee fiel in dichten Flocken, als ich mich auf den Weg machte. In einem Körbchen trug ich einige Erfrischungen, die der Kranken, wie ich erwartete, willkommen sein würden. Unterwegs flehte ich viel zum Herrn, daß Er doch das Herz Nathanaels geneigt machen möge, um mir einen Besuch bei seiner Frau zu gestatten. Nach einer beschwerlichen Wanderung erreichte ich die Hütte.

Auf mein Klopfen fragte eine rauhe Stimme aus dem Innern der Hütte, wer da sei.

„Eine Freundin,“ antwortete ich. „Öffnen Sie die Thür; ich muß mit Ihnen sprechen.“ Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thür; Nathanael erschien auf der Schwelle und fragte nach meinem Begehren. Ich erwiderte ihm, daß ich seiner Frau gern etwas eingemachtes Obst bringen möchte, und fragte zugleich, ob ich sie nicht einmal besuchen dürfte.

„Wer hat Sie denn hierher gesandt?“ fragte er überrascht.

„Mein Herr“, antwortete ich.

„Aber wer ist Ihr Herr?“

„Es ist „der König der Könige“.“

„Ich habe noch nie etwas von ihm gehört,“ sagte Nathanael und blickte mich noch überraschter an. „Wo wohnen Sie denn?“ Als ich ihm sagte, wo ich mich augenblicklich aufhielt, rief er aus:

„Was, Sie sind den ganzen langen Weg in diesem Wetter gekommen, um Dorothea zu besuchen? Dann treten Sie ein; Sie sollen sich in Ihrer Erwartung nicht getäuscht haben.“ Mit dankersüßtem Herzen folgte ich ihm in die Hütte.

Ein Bild des größten Elends und Sammers bot sich meinen Augen, wie ich es nie vorher gesehen hatte.

Der Herd war kalt und schien schon seit langer Zeit nicht gebrannt zu haben; einige schmutzige, zerbrochene Möbel standen oder lagen in dem Zimmer umher; in der einen Ecke kauerte die abgezehrte Gestalt der Frau W., zitternd vor Kälte, auf ihrem armseligen Lager.

„Könnten Sie nicht ein Feuer anzünden, Herr W.?“ fragte ich. „Ihre Frau scheint sehr zu frieren.“

„Ich habe kein Stückchen Holz im Hause und auch kein Geld, um etwas zu holen.“

„Lassen Sie die Thür einen Augenblick auf,“ rief ich, „ich werde sogleich wieder zurück sein;“ und damit ließ ich zu dem nächsten Hause, wo glücklicherweise Holz und Steinkohlen zu erhalten waren. Ich bat den Händler, sofort von beidem einige Körbe voll nach Nathanael W.'s Hütte zu schicken, und kehrte dann wieder zurück. Kurze Zeit nachher brannte ein lustiges Feuer auf dem Herde und verbreitete eine wohlthuende Wärme in dem Zimmer. Nathanael suchte auf meinen Wunsch eine kleine Bratpfanne und Theegeschirr hervor; und ich hatte bald das Vergnügen, Frau W. sich an den mitgebrachten Vorräten erquicken zu sehen.

„Wie gütig von Ihnen, sich um mich so viel Mühe zu machen,“ bemerkte jetzt Frau W., die mit stiller Bewunderung meinem Thun zugeesehen hatte. „Wer macht Sie so freundlich?“

„Der Herr Jesus sandte mich heute Morgen zu Ihnen,“ erwiderte ich, „um Ihnen von Seiner Liebe zu erzählen, die Ihn dazu trieb, in diese Welt herniederzukommen, an dem Kreuze zu sterben und dort die ganze Strafe, die Sie als eine Sünderin verdient hatten, zu tragen. Gott hat bewiesen, daß Er durch das, was Jesus gethan hat, völlig befriedigt ist, indem Er Ihn

aus den Toten auferweckte und zu Seiner Rechten in den Himmel setzte. Das Werk ist jetzt vollendet, und Gott kann gerecht sein und den rechtfertigen, der an Jesum glaubt."

"So, ist das wahr?" fragte Frau W. "Ja, ich bin eine große Sünderin gewesen und habe Gott und alles, was göttlich heißt, gehaßt; und jetzt muß ich sterben und bin doch so bange vor dem Tode! Ach, ich war eine Feindin Gottes, und ich weiß, ich verdiene, in die Hölle geworfen zu werden! Und warum sollte Gott es nicht thun? O ich bin ein verlornes Weib! Ja, verloren, verloren!"

Ein Ausdruck der größten Seelenangst prägte sich bei diesen Worten in dem bleichen, abgezehrten Gesicht der Kranken aus. Ich flehte im Stillen zum Herrn, daß Er mir die rechten Worte verleihen möge, und sagte dann:

"Danken Sie Gott, Frau W., daß Sie wissen, daß Sie verloren sind. Gerade weil Sie verloren sind, kann ich Ihnen eine herrliche Botschaft mitteilen. Merken Sie auf: „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“ (Luk. 19, 10.) Der Herr Jesus kam also in diese Welt herab, um alle zu erretten, die verloren sind. Er will auch Sie erretten, so böse Sie gewesen sein mögen; es erfreut Sein Herz, arme, verlorene Sünder zu erretten, ja, es erfreut Ihn mehr, als je ein Mensch zu fassen vermag. Wollen Sie Ihm nicht diese Freude bereiten, Frau W.? Wollen Sie sich nicht jetzt von Ihm erretten lassen? Er ist bereit, Sie mit vollkommener Liebe und Gnade zu empfangen. Er hat gesagt, und Er läßt es Ihnen jetzt sagen: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben!"

(Matth. 11, 28.) Und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen.“ (Joh. 6, 37.)

„Das ist alles wunderschön,“ erwiderte Dorothea, „aber es ist nicht für mich. Ich bin zu böse, ich habe zu schlecht gelebt. Wenn ich früher an diese Dinge gedacht hätte, als ich noch gesund und stark war, dann wäre vielleicht etwas Hoffnung für mich dagewesen; aber ich habe ein gottloses Leben geführt und nie gewünscht, errettet zu werden, bis der Doktor mir sagte, ich müsse sterben. Ach, es ist zu spät, zu spät! Ich habe mein Leben im Dienste Satans zugebracht, und ich werde auch in der Hölle meinen Lohn empfangen. Es ist keine Hoffnung mehr für mich!“

„Es ist wahr, der Lohn der Sünde ist der Tod,“ sagte ich, „aber die Gnadengabe Gottes ist ewiges Leben in Christo Jesu, unserm Herrn.“ (Röm. 6, 23.) Gott bietet Ihnen Seine Gnadengabe, das ewige Leben, an statt des Lohnes, den Sie verdient haben; es ist noch nicht zu spät. Sie kennen gewiß die Geschichte des Räubers auf dem Kreuze. Er war sein ganzes Leben hindurch ein Diener und ein Sklave Satans gewesen, und doch, als er sich in seiner letzten Stunde in einfältigem Glauben an den Herrn wandte und sagte: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Deinem Reiche kommst,“ antwortete ihm Jesus in Seiner unendlichen Liebe: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Wollen Sie nicht auch so zu Jesu kommen, Frau W., wie dieser arme Räuber?“

„O wenn ich nur kommen dürfte!“ rief sie; „aber Sie wissen gar nicht, wie schlecht ich gewesen bin.“

„Jesus aber weiß es,“ antwortete ich; „und hören Sie, was Er schon im Alten Testament gesagt hat: „Kommt denn und laßt uns rechten mit einander! Wenn

eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.)

„Weiß wie Schnee,“ murmelte sie, „ach, wie schön! wie herrlich! Weiß wie Schnee!“

Inzwischen war es Zeit für mich geworden, an die Heimkehr zu denken. Bevor ich jedoch die Kranke verließ, las ich ihr das 53. Kapitel des Propheten Jesaias vor und nahm dann Abschied. Als ich den Drücker der Thür in der Hand hielt, bat sie mich, ihr noch einmal den Vers zu sagen, worin es heiße, daß, wenn die Sünden wie Scharlach wären, sie doch weiß wie Schnee werden sollten. Ich that es und wiederholte auch noch einmal die einfachen, aber so herrlichen Worte: „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“ Mit dem Versprechen, am andern Morgen zurückzukommen, wenn es mir möglich wäre, verließ ich die Hütte.

3.

Am folgenden Tage befand ich mich wieder neben dem Schmerzenslager Dorotheas. Ihr Mann hatte mich auf mein Klopfen zu meiner Verwunderung stillschweigend eingelassen. Ich stellte ihr wieder die Liebe des Herrn vor und Seine Bereitwilligkeit, sie anzunehmen, gerade so wie sie wäre; aber obwohl sie sehnlich darnach verlangte, errettet zu werden, so zögerte sie doch fortwährend, die köstliche Wahrheit auf sich anzuwenden. Der Teufel flüsterte ihr zu, sie sei eine zu große Sünderin, um einer solchen Gnade theilhaftig werden zu können. Dieser Zustand währte mehrere Tage hindurch.

An einem hellen, freundlichen Morgen, als ich mich wieder mit ihr über den Herrn unterhielt, den sie nicht

annehmen konnte, sagte sie plötzlich: „Ich glaube, ich bin die größte Sünderin, die je gelebt hat.“

„Wenn das ist,“ antwortete ich, „so eilen Sie doch sogleich zu Jesu; denn Er sagt: „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße.“ Und weiter: „Gott aber erweist Seine Liebe gegen uns, indem Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist.“ Und weiter: „Als wir Feinde waren, wurden wir Gott versöhnt durch den Tod Seines Sohnes.“ Und endlich: „Denn Christus ist, da wir noch kraftlos waren, zur bestimmten Zeit für Gottlose gestorben.“ (Röm. 5, 6. 8. 10.)

„O fahren Sie fort,“ rief sie aus, „das ist gerade, was ich bedarf! Ich bin gottlos, eine Feindin und eine große Sünderin gewesen; aber das giebt mir Hoffnung. Ich bitte Sie, fahren Sie fort!“

Ich las das 3. Kapitel des Evangeliums Johannes, von dem 14. Verse an bis zu Ende. Als ich zum 16. Verse kam, rief sie aus: „O wie gütig war Gott! Wie muß Er uns geliebt haben!“

„Ja,“ antwortete ich, „Er liebte uns wirklich. Er gab Seinen einzigen, Seinen geliebten Sohn für uns in den Tod. Und alles, was Er jetzt von uns fordert, um errettet zu werden, ist, an Ihn zu glauben und Ihm völlig zu vertrauen.“

„Ist das alles?“ fragte Dorothea, „habe ich gar nichts mehr zu thun?“

„Nichts,“ erwiderte ich; „Jesus hat alles gethan. Er rief auf dem Kreuze: „Es ist vollbracht!“ und so wenig Sie in irdischen Dingen zu einer vollbrachten Sache noch etwas hinzuthun können, ebenso wenig können Sie Seinem Werke etwas hinzufügen; es ist völlig gethan.“

Einen Augenblick starrte die Kranke schweigend vor sich hin; plötzlich aber verbreitete sich ein Strahl der Freude über ihr eingefallenes Gesicht, und sie brach in die Worte aus: „D jetzt verstehe ich es! Wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das ewige Leben! Ich glaube an Ihn, ich vertraue Ihm! Helfen Sie mir Ihm danken! Ich kann Ihn nie genug preisen. Wie sehr wünsche ich jetzt, Ihn zu sehen, um Ihm zu danken für Seine Liebe, für Seine wunderbare Liebe, die mich errettet hat. Ich glaube, keine Seele wird im Himmel sein, die so laut singen wird, wie die arme Dorothea; denn ich bin eine größere Sünderin gewesen, als je ein Mensch sein konnte. Wie wunderbar, daß Jesus Seine schlimmste Feindin so geliebt hat, daß Er Sein Leben hingab, um sie von dem ewigen Tode zu erretten! Bald werde ich bei Ihm sein und Ihm besser danken können, wenn ich Ihn von Angesicht zu Angesicht sehe.“

Dorothea wurde von jenem Tage an zusehends schwächer, aber ihr Glaube wankte keinen Augenblick; er war nicht gegründet auf ihre Gedanken und Gefühle, sondern auf das auf dem Kreuze vollbrachte Werk Christi und das untrügliche Wort des lebendigen Gottes; sie glaubte, weil Er es gesagt hatte. Ich besuchte sie, so oft es mir möglich war, dachte aber nicht im entferntesten daran, daß die Stunde ihres Abscheidens so nahe wäre. Es war am neunten Tage nach jenem glücklichen Morgen, als kurz nach dem Mittagessen ein Bote von Dorothea kam mit der Bitte, schleunigst zu ihr zu kommen. Ich eilte sogleich zu der Hütte und fand die Kranke dem Tode nahe, aber voll von Freude bei dem Gedanken, zu Jesu zu gehen.

„Lesen Sie noch einmal jene schöne Stelle aus dem

Propheten Jesaias," bat sie, als ich zu ihr trat. Ich that es. Sie lag eine Weile ruhig und sagte dann: „Ich möchte gern Abschied von Ihnen nehmen, da ich es vielleicht bald nicht mehr kann.“ Tiefbewegt beugte ich mich über die Sterbende; sie drückte meine beiden Hände fest an sich und flüsterte: „Ich werde Sie droben wiedersehen; leben Sie wohl! Gott segne Sie und lasse Sie noch für viele zum Segen sein, wie Sie es für mich gewesen sind.“ Ich las ihr dann noch einmal ihre drei Lieblings-Kapitel, das dritte aus dem Evangelium Johannes und das 21. und 22. aus der Offenbarung, vor. Als ich geendigt hatte, lächelte sie und sagte: „Dahin gehe ich jetzt," und sich zu ihrem Manne wendend, der neben dem Bett stand, fügte sie hinzu: „Willst Du auch dahin kommen, Nathanael? Dann mußt Du als ein armer, verlornen und schuldiger Sünder zu Jesu gehen, und Er wird Dich gewiß nicht hinauswerfen. Ich bitte Dich, gieb doch Deine falschen, ungläubigen Meinungen und Gedanken auf. Du bist besser daran als ich, denn Du kannst die Bibel selbst lesen; o lies sie doch und glaube an das, was Gott Dir darin sagt!"

Einige Augenblicke später begann ihr Bewußtsein zu schwinden. „Kennen Sie mich, Dorothea?" fragte ich. Sie schüttelte den Kopf. „Aber Sie kennen Jesum?" fügte ich hinzu. Sie lächelte und flüsterte: „O ja." Ehe ihr Geist die gebrechliche Hülle verließ, schlug sie noch einmal die Augen auf und blickte mit einem himmlischen Lächeln nach oben; ich beugte mich über sie und fragte sie, was sie sähe. „Jesum! Jesum!" flüsterte sie. „Sehen Sie Ihn nicht? — Können Sie Ihn — nicht sehen? — Hören Sie, — Er ruft mich. — Ja, ich komme, — Herr Jesus! — ich komme zu Dir." Mit dem Namen

Jesus auf ihren Lippen verließ sie diese Welt der Sünde und des Todes, um für ewig bei Ihm zu sein, der sie geliebt und in Seinem kostbaren Blute von allen ihren Sünden gewaschen hatte so weiß wie Schnee.

4.

„Aber was ist aus Nathanael geworden?“ höre ich meine Leser fragen; nur Geduld, meine Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Wie ich schon oben erwähnte, legte mir Nathanael bei meinem zweiten und dritten Besuch gar kein Hinderniß mehr in den Weg. Er öffnete zuletzt sogar die Thür, wenn er mich von weitem kommen sah. Sobald ich aber anfing, seiner Frau etwas aus der Bibel vorzulesen, verließ er die Hütte. Eines Tages jedoch, als es gerade sehr stürmisch war, blieb er zurück, setzte sich aber so weit wie möglich von mir entfernt an die andere Seite des Zimmers und nahm eine kleine Schnitzarbeit zur Hand. Ich bemerkte aber bald, daß seine Hände ruhten, und daß er mit gespannter Aufmerksamkeit auf die herrlichen Worte der Gnade und Liebe Gottes, die ich gerade vorlas, lauschte. Plötzlich aber, als fürchte er entdeckt zu werden, ergriff er mit der größten Hast das seinen Händen entglittene Messer und arbeitete so eifrig, als ob sein Leben von der Fertigstellung der Arbeit abhinge. Mehrmals sah ich Thränen seine dunkeln Wangen hinabrollen. Doch nie sprach er ein Wort mit mir, außer wenn ich ihn direkt um etwas fragte. Eines Tages jedoch, als ich gerade Abschied von Dorothea genommen hatte und nach Hause gehen wollte, sagte er: „Darf ich Sie fragen, ob Sie wirklich alles das glauben, was Sie eben meiner Frau vorgelesen haben? oder lesen Sie es nur, um sie ein wenig aufzurichten?“



„Herr W.“ erwiderte ich, „niemals würde ich einen Menschen täuschen, um ihn dadurch aufzurichten; am allerwenigsten jemanden, der, wie Ihre Frau, so nahe vor den Pforten der Ewigkeit steht. Ich habe Gottes eigene Worte gelesen, die nie und nimmer eine Seele betriegen werden, welche auf sie vertraut.“

„Aber die Bibel ist nicht Gottes Wort,“ warf er ein.

„Wollen Sie mir dann sagen, wessen Wort es ist?“ fragte ich.

„Es sind einfach die Worte eines Menschen,“ erwiderte er.

„War es denn ein guter oder ein schlechter Mensch, der sie geschrieben hat?“ fragte ich.

„Ohne Zweifel ein sehr schlechter,“ antwortete er.

„Gut, nehmen wir an, ein schlechter Mensch habe es gethan. Glauben Sie, daß ein solcher die Sünde so verdammt haben würde, wie die Bibel es thut? Glauben Sie, daß er einen so schrecklichen Fluch über jeden ausgesprochen haben würde, der gesündigt hat, wie das Wort Gottes ihn ausspricht? — Und wenn wir das Gegenteil annehmen und sagen, ein guter Mensch habe sie geschrieben, würden wir dann wohl so viele traurige und schlechte Dinge aufgezeichnet finden, wie die Bibel sie enthält? Nein, weder ein guter noch ein schlechter Mensch kann sie geschrieben haben; sie ist das, was sie zu sein bekennt — das Wort Gottes.“

„Ich glaube wirklich, Sie haben Recht“, antwortete er, „ich habe früher noch nie die Sache in dieser Weise betrachtet.“

„Aber Sie werden die Bibel doch jetzt auch lesen, nicht wahr?“ fragte ich. „Haben Sie eine Bibel hier im Hause?“

„Ja,“ erwiderte er, „ich habe noch eine Bibel, die mir meine Mutter vor langen Jahren zuschickte, als ich sie verlassen hatte und in die Stadt B. gegangen war. Sie hat seit der Zeit unberührt in meinem Koffer gelegen; aber jetzt will ich sie lesen, ich verspreche es Ihnen — ja, ich will sie lesen.“

Von diesem Augenblick an schien er mir überall auszuweichen, und ich wußte lange Zeit nicht, ob er sein Versprechen gehalten habe oder nicht, bis nach dem Tode seines Weibes. Als wir nämlich noch eine kleine Weile neben dem entseelten Körper derjenigen standen, die wir beide geliebt hatten, und stillschweigend die im Tode noch so friedlichen Gesichtszüge der Heimgegangenen betrachteten, sagte ich: „Dorothea ist in jenes herrliche Land dort oben eingegangen, zu Ihm, den sie, ohne Ihn gesehen zu haben, liebte, um nun nie wieder einen Schmerz oder ein Leiden zu fühlen, sondern um für ewig die wolkenlose Freude und Segnung des Vaterhauses zu genießen. Sie kann nie wieder zu Ihnen zurückkehren, Herr W.; aber werden Sie zu ihr gehen?“

„Nie! nie!“ rief er leidenschaftlich. „Ich werde sie nie wiedersehen; denn dort, wohin sie gegangen ist, giebt es keinen Platz für Ungläubige und Gottesleugner.“

„Dort ist Raum für alle,“ erwiderte ich, „die, wie Dorothea, den Platz eines verlorenen Sünders eingenommen haben und durch Jesum errettet worden sind.“

„Nein, ich bin verloren, für ewig verloren!“ schrie er verzweiflungsvoll. „Ich weiß, daß ich verloren bin. Die Qual in der Hölle kann nicht schlimmer sein, als was ich in diesem Augenblick fühle. O ich weiß, der Wurm, der nicht stirbt, das ist die Erinnerung an alle

die schrecklichen Dinge die ich gethan habe; in meiner Brust nagt dieser Wurm jetzt schon!" Und indem er sein Gesicht in beiden Händen verbarg, fuhr er fort: „Ja, ja, die Erinnerung ist dieser Wurm; ich weiß es jetzt. O Sie ahnen nicht, welch ein Mensch ich bin; denn sonst würden Sie keinen Augenblick mehr in meiner Nähe verweilen. — Sie würden mich verabscheuen, aber doch nicht mehr, als ich mich selbst verabscheue. Ich brach das Herz meiner Mutter, und sie starb aus Gram über ihren ungerathenen Sohn. Ich bin seit meinem vierzehnten Jahre nirgendwo gewesen, wo das Wort Gottes verkündigt wurde. Ich bin ein Trunkenbold gewesen; ich habe die Bibel verlacht und verspottet und sogar den Namen Gottes gehaßt, und ich weiß jetzt, daß ich in Seiner Gegenwart erscheinen und von all meinem Thun und Lassen Rechenschaft geben muß; Er wird mein Richter sein, Er, dessen Namen ich so oft gelästert habe! Ja, ich weiß, ich bin ein verlornen Mensch; es giebt keine Rettung mehr für mich. Ach, hätte ich doch nie die Bibel gelesen! Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe mehr.“

„Es ist wahr, Herr W.,“ sagte ich, „daß Sie verloren sind; aber trotzdem können Sie noch der Strafe, die Sie für Ihre Sünden treffen muß, entinnen, denn ein Andern ist an Ihrer Statt bestraft worden. Hören Sie einmal: „Um unsrer Uebertretungen willen war Er verwundet, um unsrer Missethaten willen zer schlagen; die Strafe zu unserm Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden.““

„Ja, ja“, erwiderte er, „aber das ist nicht für mich. Jede Seite der Bibel verurteilt mich.“

„Allerdings,“ entgegnete ich; „es steht geschrieben:

„Denn dies ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen haben die Finsternis mehr geliebt als das Licht, denn ihre Werke waren böse.“ Und der Herr Jesus sagt: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt hat an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes.“ (Joh. 3, 18.)

„Ich bin nach allen Seiten hin verurteilt,“ antwortete Nathanael mit trauriger Stimme; „ich muß zur Hölle gehen, es giebt nichts anderes für mich. Es ist noch nie ein solch großer Sünder dagewesen, wie ich bin. Ich habe so oft Gelegenheit gehabt, von Gott zu hören; meine Mutter hat mich so oft gebeten, doch umzukehren von meinen bösen Wegen; aber ich habe nicht gewollt. Jetzt giebt es keine Hoffnung mehr für mich.“

„Wollen Sie mir versprechen, Herr W.“ fragte ich, „heute Abend das erste Kapitel des ersten Briefes an Timotheus vom dreizehnten bis zum siebenzehnten Verse zu lesen? Sie werden da von jemandem hören, der ein Lasterer und der vornehmste der Sünder war und dem trotzdem Gnade zu teil wurde.“ Er versprach es mir, und ich verließ ihn.

5.

Im Laufe der nächsten Woche besuchte ich Nathanael täglich, aber kein Hoffnungsstrahl leuchtete in sein un-
 nachtetes Innere. Seine Verzweiflung war oft so groß, daß er zu bange war einzuschlafen, aus Furcht, in der Hölle zu erwachen. Zu Zeiten fürchtete ich, sein Verstand möchte unter den gewaltigen Gemütsbewegungen leiden. Ich versuchte vergeblich, ihn zu überreden, den Besuch eines meiner Bekannten anzunehmen, der auch früher ein Gottesleugner gewesen war. Er schlug es hart-

nächtig aus, obwohl seine Seelenangst dabei fortwährend zuzunehmen schien; aber unaufhörlich forschte er in dem Worte Gottes, trotzdem es, wie er mir mehrmals versicherte, ihn nur verurteilte. Eines Tages besuchte ich ihn und fragte, da er mir, wie gewöhnlich, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken seine Verzweiflung schilderte:

„Denken Sie wohl, Herr W., daß der Herr Jesus Sie lieben könnte?“

„Ja,“ erwiderte er, „denn Er ist allmächtig. Er könnte es wohl, aber Er wird es nie wollen.“

„Wissen Sie auch,“ unterbrach ich ihn, „daß Sie in diesem Augenblick die größte Sünde Ihres ganzen Lebens begehen?“

„Wie ist das möglich?“

„Weil Sie Gott zu einem Lügner machen; denn der Herr Jesus sagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen,“ und Sie sagen, Er würde Sie nicht annehmen. Sie machen daher Gott zu einem Lügner, denn Er selbst sagt es. Lesen Sie nur einmal 1. Johannes 5, 9—13.“

„O Gott, vergieb mir!“ rief er aus. „Ich habe das nicht gewußt. Aber was soll ich thun, was soll ich thun?“

„Sie können nichts thun,“ erwiderte ich, „aus dem einfachen Grunde, weil alles gethan ist. Jesus hat alles gethan; als Er auf dem Kreuze starb, verherrlichte Er Gott völlig in Bezug auf die Sünde. Er trug den ganzen Born Gottes, so daß Sie ihn nie zu tragen brauchen; und das Einzige, was Sie als ein verlornen Sünder zu thun haben, um errettet zu werden, ist, in dem vollendeten Werke des Herrn Jesu zu ruhen und Ihn als Ihren Heiland für Zeit und

Ewigkeit anzunehmen. Gott selbst erklärt: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben.“

„Aber muß ich nicht darum bitten?“ fragte er.

„Heißt es: „Wer glaubt und bittet, hat ewiges Leben?“ Nehmen Sie einmal an, ich hätte hier etwas in der Hand, was Sie sehr gern zu haben wünschten, und ich sagte zu Ihnen: „Nehmen Sie es nur, es gehört Ihnen,“ würden Sie mich dann wieder und wieder bitten, es Ihnen doch zu geben?“

„Nein; ich würde es nehmen und Ihnen dafür danken,“ antwortete er.

„Nun wohl; Gott bietet Ihnen Jesum, Errettung, ewiges Leben — alles, was Sie bedürfen, aus freier, unumschränkter Gnade und Liebe an; warum nehmen Sie dieses herrliche Geschenk aus der Hand Gottes nicht an?“

„Ich bin ein zu großer Sünder gewesen,“ war die Antwort.

Ich schlug Lukas 7, 41 auf und las die Geschichte von den beiden Schuldner. „Sie sehen,“ sagte ich, „daß zwischen den Summen, welche die beiden Schuldner zu bezahlen hatten, ein großer Unterschied bestand; aber ich frage Sie: Machte der Gläubiger irgend welchen Unterschied zwischen ihnen?“

„Nein,“ erwiderte er, „er schenkte es beiden. Ja, jetzt verstehe ich Sie. Dorothea schuldete nur fünfzig Denare, ich aber fünfhundert; und doch will mich der Herr nicht hinauswerfen, denn „er schenkte es beiden“. O wie herrlich! Ich habe nichts mehr zu bezahlen! Gar nichts mehr! Ich konnte nichts anders zu Gott bringen, als meine Sünden, aber das Blut Jesu hat sie alle, so groß und unzählig sie waren, abgewaschen.

Ja, ich verstehe es jetzt! Wie konnte ich doch so lange so blind sein? Christus hat das ganze Werk vollbracht, und zwar für jeden, der zu Ihm kommen will. Und ich wollte noch etwas Seinem herrlichen Werke hinzufügen, ich wollte auch noch etwas thun. Ach, wie stolz und wie unverständlich war ich doch! Dank, Dank sei Dir, Herr Jesu, daß ich jetzt auch sagen kann: „Mein Herr, mein Heiland, mein alles!“

Die Aenderung in Nathanael W. war eine völlige. Er war vom Tode zum Leben hinübergegangen. So eifrig er früher in dem Dienste Satans gewesen war, so treu wandelte er jetzt mit dem Herrn. Er erzählte seinen alten Kameraden, welche eine Veränderung in seinem Innern vorgegangen sei und was der Herr für ihn gethan habe, unbekümmert um den Spott und Hohn, den jene in reichem Maße an ihm ausließen. Doch wenn sie ihn verlachten, pflegte er zu sagen: „Ihr könnt Euch wohl in die Hölle hineinlachen, aber wieder herauslachen könnt Ihr Euch nicht.“ Und dann begann er sie einzuladen, doch auch zu Jesu zu kommen, und sagte: „Ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Er Euch annehmen wird; denn so schlecht, wie ich war, könnt Ihr nicht sein, und doch hat Er mich angenommen, und zwar gerade so wie ich war. Er wird auch Euch annehmen, wenn Ihr nur zu Ihm kommen wollt. Es erfreut Sein Herz, dies zu thun, und sicher, auch Ihr würdet glücklich werden. Ihr könnt es mir glauben, es giebt kein wirkliches Glück außer bei Jesu. Ich habe die Freuden der Welt genossen, aber sie waren nie imstande, die Bedürfnisse meiner unsterblichen Seele zu befriedigen; sie zerstreuen nur für eine kurze Zeit und lassen dann das Herz leerer und unbefriedigter als

zuvor. Aber das ist noch nicht alles; sie leiten uns, wenn wir nicht umkehren und im Glauben zu Jesu gehen, in jenen See, der mit Feuer und Schwefel brennt.“

Nathanael blieb nur noch kurze Zeit in C. Der Meister, bei welchem er arbeitete, wanderte nach Amerika aus, und Nathanael entschloß sich, mit ihm zu gehen. Wir sahen uns noch häufig. Er fehlte nie in unsrer Mitte, wenn wir zusammenkamen, um das Wort Gottes zu betrachten. Die Bibel war seine beständige Gefährtin und seine geliebte Führerin. Das letzte, was ich von ihm hörte, war, daß er auch in Amerika eifrig bemüht ist, alle, mit denen er in Berührung kommt, zu jenem Heiland zu leiten, der ihn geliebt und ihm alles geschenkt hat, und der bald wiederkommen wird, um ihn zu sich zu nehmen.

Der Hauptmann zu Kapernaum.

(Luk. 7, 1—10.)

Die Juden befanden sich zur Zeit der Menschwerdung des Herrn Jesu unter der Oberherrschaft der Römer, und in Folge dessen waren in allen größeren Städten des Landes römische Soldaten und heidnische Kriegskleute verteilt. So wohnte auch in Kapernaum ein römischer Hauptmann mit seiner Schar. Er war, obschon von Geburt ein Heide, doch ein gottesfürchtiger Mann. Er hatte erkannt, daß Jehova der einzige Gott war. Er glaubte an Ihn und betete zu Ihm, während er früher die Götzen angebetet hatte. Ja, er hatte sogar, wie wir im weiteren Verlauf der Erzählung hören, die Synagoge in Kapernaum aus seinen eignen Mitteln erbaut. Sicher

bewies dies deutlich, wie sehr er von der Richtigkeit des jüdischen Gottesdienstes überzeugt war.

Ein Knecht dieses Hauptmanns nun war krank und lag im Sterben. Sicherlich hatte der letztere alles angewandt und keine Kosten gescheut, um seinen Knecht wiederherzustellen; denn wir hören, daß er ihm sehr lieb und wert war. Aber alles war vergebens gewesen; kein Arzt konnte helfen. Da hörte er von dem Herrn Jesu erzählen, und was that er? „Er sandte Älteste der Juden zu Ihm, daß Er käme und seinen Knecht gesund mache.“ Wie schön! Welch ein einfacher Glaube, aber auch welch eine Demut offenbart sich in diesen wenigen Worten! Der Hauptmann hörte von Jesu, und er sandte zu Ihm hin. Kann es etwas Einfacheres geben? Er hörte und — glaubte. Und seine Demut zeigte sich darin, daß er Älteste der Juden zu Jesu schickte. Warum ging er nicht selbst hin, er, der doch gewiß ein sehr angesehenener und reicher Mann war? Er hatte erkannt, daß die Juden das Volk Gottes, und daß der in ihrer Mitte weilende Jesus von Gott gesandt war, und deshalb hielt er sich nicht für würdig, um selbst vor den Herrn hinzutreten.

Die Ältesten kommen zu Jesu und bitten Ihn und sagen: „Er ist würdig, daß Du ihm dies gewährst; denn er liebt unsre Nation, und er selbst hat uns die Synagoge erbaut.“ (B. 4. 5.) Das war ein schönes Zeugnis. Aber es bedurfte dessen nicht, um den Herrn zu bewegen, dem armen Manne zu helfen. Wo Er Glauben fand, da half Er auch. Er fragte nicht: „Bist du auch wert, daß ich dich heile?“ oder: „Hast du auch verdient, daß ich deine Bitte erfülle?“ Ach, da würde keiner, wenn er anders aufrichtig war, mit einem „ja“

geantwortet haben können. Keinem würde Hilfe zu teil geworden sein. Nein, der Herr Jesus ist gerade gekommen, um zu suchen und zu erretten, was verloren ist. Er ruft nicht Gerechte zur Buße, sondern Sünder. Und deshalb bewogen Ihn auch nicht die Worte der Ältesten, so schön und lieblich sie sein mochten, mit ihnen zu gehen, sondern Er that es, weil der Hauptmann an Ihn glaubte, indem er im festen Vertrauen auf Seine Macht und Liebe Ihn bat. Niemals hat der Herr jemanden zurückgestoßen, der sich Ihm im Glauben nahte. Er selbst hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen.“

„Als Er aber schon nicht mehr weit von dem Hause entfernt war, sandte der Hauptmann Freunde zu Ihm und sprach zu Ihm: Herr, bemühe dich nicht, denn ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach eingehest. Darum habe ich mich selbst auch nicht würdig geachtet, zu Dir zu kommen; sondern sprich ein Wort, und mein Knecht wird gesund werden.“ (L. 6. 7.) Welch ein wunderbarer Unterschied ist zwischen diesen Worten und der Sprache der Ältesten! Gene hatten gesagt: „Er ist würdig, daß Du ihm dies gewährst“; er selbst aber verneint das nicht nur, sondern jagt sogar: „Ich bin nicht würdig, daß Du unter mein Dach eingehest.“ Welch ein Unterschied, sage ich, ist da vorhanden! Und doch waren beide Aussagen vollkommen wahr. Aber wie ist das möglich? werden manche meiner jungen Leser denken. Nun, die Sache ist ganz einfach. Der Hauptmann sah, was er vor Gott war, und was er war, wenn er sich mit Jesu vergleichen wollte. Sicher war es sehr anerkennenswert, daß er die Synagoge erbaut hatte; sicher war er durch seine Liebe zu dem

Volk Gottes in den Augen der Juden völlig würdig, daß ihm seine Bitte gewährt wurde. Aber vor Gott war er nur ein sündiger Mensch und ganz und gar unwürdig. Gott selbst hatte ihm die Augen geöffnet, um seinen wahren Zustand zu erkennen. Wer in seinem Herzen noch blind ist, der ist zufrieden, wenn er in den Augen der Menschen gut ist, und er denkt: Was die Menschen und was ich selbst von mir halte, das hält auch Gott von mir. Der Hauptmann aber war nicht mehr blind in seinem Herzen, und darum wußte er auch, daß er ganz unwürdig und ein sündiger Mensch war. Aber er wußte noch mehr. Er wußte, daß der Herr Jesus kein Sünder, sondern daß Er gerecht war und Gott fürchtete; und er war ferner völlig überzeugt, daß Er alles vermochte, und daß Ihm alles gehorchen mußte, selbst Krankheit und Tod. Und deshalb ließ er dem Herrn sagen:

„Sprich ein Wort, und mein Knecht wird gesund werden. Denn auch ich bin ein Mensch, unter Gewalt gestellt, und habe Kriegsleute unter mir, und ich sage zu diesem: Gehe hin, und er geht; und zu einem andern: Komm, und er kommt; und zu meinem Knechte: Thue dies, und er thut's.“ (B. 7. 8.)

Ein solcher Glaube erregte selbst die Bewunderung des Herrn Jesu, und Er sagte zu der Volksmenge, die Ihm nachgefolgt war: „Ich sage euch, selbst nicht in Israel habe ich so großen Glauben gefunden.“ (B. 9.) Israel war, wie schon oben bemerkt, das Volk Gottes auf dieser Erde, und Gott hatte ihm alle Jahrhunderte hindurch sehr viel Gutes erwiesen und jetzt sogar Seinen eignen Sohn in seine Mitte gesandt; aber anstatt diesen zu verehren und Ihn freudig aufzunehmen,

verwarf es Ihn, und die Pharisäer und Schriftgelehrten ruhten nicht eher, als bis sie ihren Messias an das Kreuz gebracht hatten. Nur wenige gab es, die Ihn anhängen und an Ihn glaubten, und dieser heidnische Hauptmann hielt weit mehr von Jesu als alle Israeliten.

Und nun, mein lieber Leser, wem gleichst du? Weißt du auch, wie jener Hauptmann, daß du ein unwürdiger Sünder und nicht wert bist, daß der Herr in deinem Herzen einkkehre? O dann eile doch zu Jesu! Er ist gerade für solche gekommen, die verloren und ganz und gar unwürdig sind. An solchen will Er Seine unumschränkte Liebe und Gnade offenbaren. Du kannst sicher sein, daß es dir ergehen wird wie jenem kranken Knechte, den die Abgesandten bei ihrer Heimkehr völlig gesund fanden. Der Herr wird dich reinigen von allen deinen Sünden und deine Seele vom ewigen Verderben erretten.

„Bete, Vater!“

Ein kleines indisches Mädchen lag auf ihrem Sterbepett. Die Schwindsucht hatte ihr Zerstörungswerk in dem zarten Körper des erst sieben Jahre alten Kindes begonnen und schien es überraschend schnell zu Ende führen zu wollen. Die kleine Kranke hatte, bevor sie bettlägerig geworden war, oft zugehört, wenn der in ihrem Geburtsorte wohnende Missionar die frohe Botschaft von Jesu, dem Heilande der Sünder, verkündigte und war in der letzten Zeit eine eifrige Besucherin der Sonntagschule gewesen. Vor einigen Monaten war

sie wirklich von Herzen gläubig geworden und hatte in dem Blute Jesu Vergebung ihrer Sünden gefunden. Ihr Vater, ein stolzer, harter Mann, hatte auch einmal bekannt, ein Christ zu sein, war aber dann wieder zu dem Heidentum zurückgekehrt und feindlicher geworden wie je zuvor.

Die Kranke war einige Tage sehr schwach und elend gewesen. Eines Nachmittags, als sie wieder etwas wohler zu sein schien, bat sie, ihren Vater herbeizurufen. Er kam sogleich. Sie sah ihn mit ihren großen, glänzenden Augen bittend an und sagte: „Willst Du mich nicht hinaus ins Freie tragen? Ich möchte so gern noch einmal den Bach sehen, an dem ich so oft gespielt habe. Willst Du es thun, Vater?“ Er konnte ihr diese Bitte nicht abschlagen, hob sie sanft von ihrem Lager empor und trug sie, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Bald hatte er die grüne Wiese, die das Haus umgab, durchschritten und war an dem Bache angelangt, dessen Lauf man weithin mit dem Auge verfolgen konnte. Sanft murmelnd floß das helle, klare Wasser über Sand und Kieselsteine dahin, zwischen Gebüsch und Bäumen hindurch, die sich allenthalben in üppiger Fülle erhoben. Einen Augenblick betrachtete die kleine Kranke, welche der Vater in dem kühlen Schatten eines großen Baumes niedergelegt hatte, das schöne Schauspiel mit freudigen Blicken; dann aber wandte sie sich plötzlich ab und sagte in ernstem Tone: „Bete, Vater!“

„Ich kann nicht beten, mein Liebling,“ antwortete dieser hastig.

„O, bete doch, Vater! Ich bitte Dich, bete!“ flehte sie in dringendem Tone.

„Nein, nein, ich kann es nicht! Verlange von mir, was Du willst; nur das nicht!“



„Vater,“ erwiderte sie, indem sie ihre kleine, durchsichtige Hand auf seinen Arm legte; „Vater, ich gehe bald in den Himmel; aber ehe ich gehe, muß ich wissen, daß mein Vater betet.“

Der starke Mann zitterte heftig. Die wenigen, aber so ernsten und eindringlichen Worte seines sterbenden Kindes hatten einen Kampf in seinem Innern hervorgerufen, der sich nicht mehr beschwichtigen ließ. Nach einigen Augenblicken kniete er nieder, und während ein Strom von Thränen sich über seine Wangen ergoß, stieg ein inbrünstiges Gebet zum Throne der Gnade empor. Es war ein aufrichtiges Bekenntnis und ein Flehen um

Vergebung und Erbarmen, und es ist sicher nicht unbeantwortet geblieben.

Als er wieder aufblickte und sein Auge auf seine kleine Tochter richtete, bemerkte er, daß sie schon hinübergegangen war in jenes selige Land, wo es keine Trauer und keinen Schmerz mehr giebt. Ja sie war sanft eingeschlafen mit dem süßen Bewußtsein: „Mein Vater betet.“

Die beste Empfehlung.

In ein Komptoir zu New-York trat ein Jüngling vom Lande und fragte, ob man nicht einen Gehülfen brauchen könne.

„Nein!“ war die Antwort.

Er bemerkte hierauf, daß er gute Empfehlungen bei sich habe und nannte die Namen derer, welche sie ausgestellt hatten. Unter denselben befand sich auch der Name eines bekannten, sehr geachteten Mannes.

Der Inhaber des Komptoirs begehrte hierauf die Empfehlungen zu sehen, und der Jüngling öffnete seinen Reisefack, um sie daraus hervorzulangen. Da fiel ein Buch aus dem Reisefack.

„Was für ein Buch ist das?“ fragte sofort der Kaufmann.

„Es ist die Bibel, mein Herr!“ war die Antwort.

„Was wollen Sie in New-York mit der Bibel?“ fragte jener weiter.

Der Jüngling blickte ihm ernst ins Angesicht und erwiderte, indem ihm die Thränen in die Augen traten:

„Ich habe meiner Mutter versprochen, jeden Tag darin zu lesen, und dieses Versprechen will ich halten.“

Ohne Bedenken gab ihm jetzt der Kaufmann eine Stelle, und er arbeitete sich mit solchem Erfolg vorwärts daß er bald in das Geschäft mit eintrat.

Das Handlungshaus, mit welchem er zuerst als Gehülfe, dann als Teilhaber sich verband, besteht noch heute und ist eines der achtbarsten in New-York.

Die kleine Susanne.

Ich las neulich von einem kleinen Mädchen, namens Susanne, welches eine gottesfürchtige Frau als ihre eigene Tochter angenommen hatte, weil es ein vielversprechendes Kind zu sein schien. Das Mädchen war in einer Grenzansiedlung im Nordwesten der Vereinigten Staaten Amerikas geboren; ihre ersten Pflegeeltern aber hatten sie weder von Gott, noch von Christo, noch vom Himmel etwas gelehrt, und ließen sie wie ein Heidenkind aufwachsen. Als sie von jener Frau als Kind angenommen wurde, war Susanne noch keine fünf Jahre alt, sie war indessen verständig und lernbegierig. Eines Tages sagte ihre Pflegemutter zu ihr: „Susanne, hast Du auch schon etwas von Gott gehört?“

„Nein, liebe Mutter. Wer ist denn das?“ versetzte das Mädchen.

„Er ist das große Wesen, welches Dich und mich und alles, was wir um uns her sehen, erschaffen hat.“

Susanne blickte verwundert ihre Mutter an und fragte weiter: „Wo ist Er denn?“

„Er ist allenthalben. Er sieht, hört und weiß alles, was wir sprechen und thun.“

„Wie groß sind denn Seine Augen und Ohren?“ fragte Susanne.

„Gott hat keine Augen und Ohren wie Du, weil Er ein Geist und allenthalben zugleich ist.“

„Kann Er denn auch unter's Sopha sehen?“

„Freilich!“

„Wenn ich aber in Deine Stube gehe und mich unter das Bett verstecke, da kann Er mich doch nicht finden?“

„Gewiß kann Er das! Es giebt keinen Ort, wo wir uns vor Ihm verbergen könnten.“

Susanne wurde jetzt nachdenklich und schwieg. Dann sah sie wieder ihre Mutter mit einem triumphierenden Blicke an und sagte: „Nicht wahr, in B.—'s Hause, da war Gott nicht?“

In B.—'s Hause war Susanne früher gewesen, und sie hatte hier von Gott nie etwas gehört. Deshalb gab die Pflegemutter ihr zur Antwort: „Allerdings war Er da, wenn Du Ihn auch nicht nennen hörtest.“

Susanne schwieg und stand in Gedanken vertieft. Nach einigen Minuten fing die Mutter an, ihr von der Liebe Gottes zu den Menschen und von dem Tode Jesu Christi zu erzählen. Das Kind hörte aufmerksam zu, während in ihrem Gesicht sich tiefe Verwunderung kundgab. Zuletzt traten ihr die Thränen in die Augen, und ihr junges Herz war heftig bewegt, als sie in ernstem Tone sagte: „Ich habe Gott lieb!“

Teures Kind! Wie bereitwillig that sich ihre Seele auf, sobald sie von der Liebe unsers geliebten Heilandes erzählen hörte! Gleich das erste Mal, als sie davon hörte, ergriff sie ihren Heiland im Glauben und mit Liebe. — Liebte sie Jesum denn wirklich, oder war sie nur durch die Reden ihrer Mutter so gerührt worden? Ich glaube, sie liebte Ihn wirklich; denn sie benahm sich bis

an ihr Ende immer als ein christliches Kind. Die Wahrheit dieser himmlischen Liebe gab sich eines Tages kund, als ihre Mutter mitten in der Erzählung biblischer Geschichten aus dem Leben Christi stillschwieg. Susanne sah sie mit einem bittenden Blicke an und sagte: „Erzähle mir noch mehr von Jesu, liebe Mutter; ich höre so gern von Ihm erzählen.“ — So lebte dieses kleine Mädchen nur noch ein paar Jahre, indem sie stets mit Lust von dem Heilande erzählen hörte und mit gleicher Lust in Seinen Geboten wandelte; und dann nahm Gott sie zu sich in den Himmel zu den Millionen von Kindern, die schon im Himmel ihrer warteten. Sie hatte ein seliges Ende.

Meine lieben, jungen Leser, was denkt ihr von Susanne? Meinet ihr nicht, daß sie recht daran that, Gott sogleich das erste Mal zu lieben, als sie von Ihm erzählen hörte? Gewiß, werdet ihr mir antworten. Aber dann möchte ich die Frage an euch stellen: Wenn jenes kleine Mädchen recht daran that, was sollen wir dann von solchen Kindern sagen, die von ihrer frühesten Kindheit an über Gott und Christum belehrt worden sind, aber dennoch weder Gott lieben, noch fürchten, noch Ihm gehorjam sind? Sind das nicht böse, ja, recht böse Kinder? Sicherlich; aber ich hoffe, daß ihr alle Gott recht lieb habt, und wenn das noch nicht der Fall sein sollte, daß ihr jetzt sogleich den Herrn Jesum dringend bittet, euch darin beizustehen. Dann wird auch euer Ende, gleich dem Ende der kleinen Susanne, ein seliges sein.

„Die Liebe ist aus Gott; und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist Liebe. Hierin ist die Liebe Gottes zu uns geoffenbart worden, daß Gott

Seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, auf daß wir durch Ihn leben möchten. Hierin ist die Liebe: nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt und Seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsre Sünden." (1. Joh. 4, 7—10.)

Liebe, die für mich gelitten
Und am Kreuze für mich starb;
Liebe, die für mich gestritten,
Fried' und Freude mir erwarb;
Liebe, Dir sei Preis und Ruhm
Hier und dort im Heiligtum!

Liebe, die Du Licht und Leben
Und mein Weg zum Vater bist;
Liebe, die Du mir gegeben,
Was zum Heil mir nötig ist;
Liebe, Dir sei Preis und Ruhm
Hier und dort im Heiligtum!

Liebe, die mich überkleidet
Und entrückt dieser Zeit;
Liebe, die mich droben weidet
Und mich schmückt mit Herrlichkeit;
Liebe, Dir sei Preis und Ruhm
Hier und dort im Heiligtum!

Der kleine Heinrich und sein treuer Diener.

1.

Heinrich wurde in Dinapore in Ostindien geboren. Sein Vater war ein englischer Offizier und wurde beim Sturm auf ein Fort einige Monate nach der Geburt seines Kindes getötet. Seine Mutter starb ebenfalls,

bevor er ein Jahr alt war. Als sie kurz vor ihrem Tode den letzten schmerzlichen Kuß auf seine Lippen drückte, flüsterte sie mit gen Himmel erhobenen Augen: „O Gott, Dir überlasse ich mein Kind. Ich rechne auf Deine Verheißung in aller Demut, aber auch in allem Vertrauen, und ich weiß, daß mein vielgeliebtes Kind nie verlassen sein wird, denn bei Dir findet die Waise Erbarmen.“ Sie dachte jedenfalls an die Verheißung, die wir in dem Propheten Jeremia, Kap. 49, 11, finden: „Verlasse deine Waisen, ich werde sie am Leben erhalten; und deine Witwen sollen auf mich vertrauen!“

Nach dem Tode seiner Mutter wurde der kleine Heinrich von einer Dame, die ein schönes Landgut am Ufer des Gangesflusses zwischen Patna und Dinapore bewohnte, in ihr Haus aufgenommen. Sie traf die nötigen Anordnungen, daß er keinen Mangel litt; im übrigen aber, da sie in ihren bisherigen Gewohnheiten nicht gestört zu sein wünschte, bekümmerte sie sich wenig um ihn. Sie glaubte damit einen großen Liebesdienst erwiesen zu haben; aber sie wußte nicht, daß man, wie das Wort Gottes sagt, alle seine Habe den Armen geben kann, ohne Liebe zu haben. Sie hatte den armen, kleinen Heinrich so weit als möglich von sich entfernt, und das Kind würde mannigfachen Leiden ausgesetzt gewesen sein, wenn es nicht einen sogenannten Träger gehabt hätte, der Heinrichs Vater gekannt und bei ihm in Diensten gestanden hatte. Diese Träger sind Leute, die eine Art von Tragbett, Palankin genannt, tragen, und denen man oft die kleinen Kinder zur Pflege giebt. Heinrichs Träger hieß Booze. Er kannte den Knaben von seiner Geburt an und erlaubte niemandem, weder bei Tage noch bei Nacht, bei seinem jungen Herrn zu wachen. Er

bereitete dem Kinde seine Nahrung; er wusch es, er kleidete es aus und an und wiegte es in den Schlaf. Seine Zärtlichkeit für dasselbe war so groß, daß keine Mutter es sorgfältiger hätte pflegen können. Das erste Wort, das der kleine Heinrich auszusprechen versuchte, war der Name Booze.

Als Heinrich in die Wohnung der obengenannten Dame gebracht wurde, folgte ihm Booze; und der kleine Knabe hatte mehrere Jahre hindurch keinen andern Freund und Versorger als seinen Träger. Booze verließ seinen „Choota Sahib“ (jungen Herrn) niemals. Des Nachts schlief er auf einem Teppich neben der Wiege. Kaum gab Heinrich einen Laut von sich, so war der treue Diener schon auf den Beinen, um mit Milch oder einem andern Getränk seinen Durst zu stillen. Des Morgens früh, lange vor Sonnenaufgang, trug oder fuhr er ihn in einem kleinen Wagen im Garten umher. Darnach badete er ihn, kleidete ihn an, gab ihm sein Frühstück und legte ihn dann wieder für kurze Zeit zum Schlafen nieder. Den übrigen Teil des Tages spielte er mit ihm, indem er sich allen seinen kindischen Launen unterwarf. Er trug ihn auf dem Rücken, ließ ihn auf seinen Schultern reiten oder tummelte sich mit ihm nach Herzenslust auf den Teppichen umher. Im Alter von zwei Jahren wurde Heinrich gefährlich krank und war mehrere Tage in einem hoffnungslosen Zustand. Ebenso in seinem vierten Jahre. Während dieser Prüfungszeit verließ ihn Booze nicht einen Augenblick; er beruhigte sich nicht eher, als bis jede Gefahr vorüber war.

Es war daher nicht zu verwundern, daß der Kleine sehr an seinem Träger hing und ihn über alles liebte. Heinrich kannte keine andere Sprache als diejenige Boo-

zeß; er unterhielt sich mit ihm, als wenn er ein junger Hindu gewesen wäre.

Man sah ihn oft unter der Veranda zwischen den Knieen seines Trägers hocken und Paun (ein berausches Getränk, das aus Zucker und Opium bereitet wird) trinken oder Zuckerwerk naschen, welches Booze für ihn im Bazar gekauft hatte. Er trug weder Schuhe noch Strümpfe, sondern nur ein Paar weite Hosen, Pangam-mus genannt, eine gestickte Jacke und an jedem Knöchel einen silbernen Reifen. Weder seine Sprache, noch seine Gewohnheiten hätten die Vermutung erwecken können, daß er kein Hindu sei, wenn nicht seine blauen Augen, seine blonden Haare und seine weiße Gesichtsfarbe seine europäische Abkunft verraten hätten.

Die Lebensweise Heinrichs blieb bis in sein sechstes Jahr unverändert dieselbe. Die Dame, die ihn aufgenommen hatte, wünschte zwar, daß er sie bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie zusammentrafen, Mama nenne; aber um seine Erziehung bekümmerte sie sich weiter nicht. Es war ihr nicht ein einziges Mal eingefallen, daß es recht und nötig sei, mit ihm über Gott zu reden. Heinrich, der, wie die meisten Kinder, ein scharfer Beobachter war, hatte seinen Träger und andere Eingeborene ihre religiösen Ceremonien verrichten sehen, unter anderen die des Boujah (eine Art Opfer); und er hatte bemerkt, wie sie, je nach den Tagen, einmal diesen, einmal jenen hölzernen oder irdenen Götzen anbeteten. Er wußte auch, daß seine zweite Mama von Zeit zu Zeit in Dinapore die Kirche besuchte; und er meinte daher, es gebe viele Götter, und der Gott, zu dem seine Mama nach Dinapore gehe, sei nicht mehr und nicht weniger wert als die Götzen, die er täglich sah. Er glaubte auch in aller Einfalt, daß der

Fluß Ganges eine Gottheit sei, welche Ganga heiße, und daß das Wasser dieses Flusses die Kraft habe, die Sünden abzuwaschen, und war auch überzeugt, daß die Muselmänner mindestens ebensoviel wert seien als die Christen; denn der Hausverwalter hatte es ihm versichert. Als Heinrich eben das sechste Lebensjahr zurückgelegt hatte, kam eine junge Dame aus England nach Dinapore, um seiner Mama einen mehrmonatlichen Besuch zu machen. Sie war die Tochter eines gläubigen Mannes und hatte selbst auch den Herrn kennen gelernt. Sie besaß mehrere Bilderbücher für Kinder. Als sie sah, wie der kleine Heinrich seiner Gewohnheit nach den ganzen langen Tag unter der Veranda zwischen den Knien seines Trägers saß und von eingebornen Dienern umgeben war, die ihn allerlei Narrheiten lehrten und sich an seinen Aeußerungen ergöhten, wurde ihr Herz von Mitleid bewegt. Sie fühlte sich in inniger Liebe zu ihm hingezogen, und es war ihr schrecklich, das Kind von Leuten umgeben zu sehen, welche Gott nicht kannten.

Eines Tages breitete sie einige ihrer schönsten Bilder auf dem Boden eines Zimmers aus, das sich nach der Veranda hin öffnete, ganz in der Nähe des Plazes, wo der Kleine spielte. Als Heinrich die Bilder bemerkte, fühlte er große Lust, sie näher zu betrachten; doch wollte er es anfänglich nicht wagen ohne die Begleitung seines treuen Trägers. Doch nach und nach gewöhnte er sich an den Umgang mit der jungen Fremden und begnügte sich damit, Booze an der Thür zurückzulassen, während er selbst mit schüchternem Schritt und verlegenem Gesicht in das Zimmer hineinging. Zuletzt verließ ihn alle Furcht, und wenn die junge Dame allein war, so ging er ohne weiteres zu ihr hinein und

fühlte sich sehr glücklich bei ihr. Sie sparte auch keine Mühe, um seine Liebe zu gewinnen. Es that ihr leid, daß er kein Wort Englisch verstand, aber sie ließ sich durch diese große Schwierigkeit nicht entmutigen. Mit Hülfe von bemalten Bildern lehrte sie ihn viele Wörter, so daß er nach und nach alles, was er wünschte, in seiner Muttersprache fordern konnte; sie zeigte ihm auch alle Buchstaben in den schönen Bilderbüchern, die sie mitgebracht hatte, und es dauerte nicht sehr lange, so konnte er schon geläufig buchstabieren. Während sie ihn im Lesen unterrichtete, versäumte sie es nicht, ihn mit alledem bekannt zu machen, was für junge Knaben zu wissen nötig ist. Sie war erstaunt über seine gänzliche Unwissenheit in göttlichen Dingen. Die erste Stunde, in welcher sie sich mit ihm darüber unterhielt, ging nicht ohne Schwierigkeiten vorüber. Sie wollte ihn belehren, daß es nur einen wahren Gott gebe, und daß alle Dinge durch Ihn gemacht seien, und erklärte ihm, daß unsre Welt und alles, was sie enthalte, sowie die Sonne, der Mond und die Sterne von Gott geschaffen seien. Bis dahin ging alles gut, und das Kind machte große Augen und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; als sie ihm jedoch die Worte einzuprägen suchte: „Denn durch Ihn sind alle Dinge erschaffen worden, die in den Himmeln und die auf der Erde sind,“ (Kol. 1, 16) merkte der Knabe, daß sie dadurch das Vorhandensein eines einigen Gottes feststellte; und ganz aufgeregt rief er ihr zu: „Du sagst nicht die Wahrheit, und das ist sehr schlimm. Meine Mama hat einen Gott, und Booze hat einen andern; ich weiß sehr wohl, daß es außer diesen noch viele andere Götter giebt.“ Nach diesen Worten zog er sich unter die Veranda zurück und erzählte seinem

Träger mit Entrüstung, was ihm die junge Dame gesagt hatte. Er nahm wieder seinen Platz zwischen den Knien desselben ein und weigerte sich hartnäckig, zu seiner Freundin zurückzukehren, ungeachtet sie alle Bilder gewechselt und ein schönes, ganz neues Buch hinzugefügt hatte.

2.

Am jenem Abend flehte die junge Dame inbrünstig zu Gott, Er möge aus dem Herzen Heinrichs jeden Widerstand gegen die Wahrheit entfernen; und Gott erhörte sie. Am andern Morgen kam der Knabe lächelnd zu ihr und schien das am vorigen Tage Vorgefallene ganz vergessen zu haben.

Seine Freundin hatte sich mit einer kleinen Figur aus gebrannter Erde versehen, welche die Hindus anbeten. Nachdem Heinrich dieselbe von allen Seiten betrachtet hatte, nahm sie sie ihm aus der Hand und warf sie zu Boden, so daß sie in Stücke zerbrach. „Heinrich,“ sagte sie dann, „was kann Dir ein solcher Gott nützen? Er kann sich nicht einmal selbst helfen. Sage ihm, er möge aufstehen; Du siehst, er kann sich nicht im geringsten bewegen.“

Von diesem Augenblick an schien der Knabe überzeugt zu sein, daß sie Recht habe. Er widersprach ihr nicht mehr. Später belehrte sie ihn, daß Gott ein Geist und überall sei, daß Er alles vermöge und alles höre und sehe, daß Er sogar die geheimsten Gedanken unsrer Herzen kenne. Ferner sagte sie ihm, daß Gott das Gute liebe und das Böse hasse, und daß Er ohne Anfang und Ende sei.

Heinrich hatte viel zu fragen; sein Geist fing an,

sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Seine Freundin erzählte ihm, daß Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen und am siebenten geruht habe. Er hörte mit lebhaftem Interesse die Geschichte von Adam und Eva, wie Gott sie unschuldig erschuf, wie sie aber, von der Schlange versucht, die Liebe Gottes in Zweifel zogen und ihm ungehorjam wurden, indem sie von der verbotenen Frucht aßen. Als die junge Dame ihn darauf aufmerksam machte, daß die beiden ersten Menschen auf diese Weise in die Sünde gefallen seien und alle ihre Nachkommen unter den Fluch derselben gebracht hätten, fragte Heinrich ganz verwundert: „Was ist Sünde?“ Sie erklärte ihm, daß lügen, ungehorjam sein, zornig werden u. Sünde sei. Er glaubte, daß es erlaubt sei, Böses mit Bösem zu vergelten, und daß das Stehlen nur eine Schande sei, wenn man dabei entdeckt werde. Nach und nach jedoch begriff er, daß alle diese schlechten Handlungen aus dem bösen Herzen, das in uns ist, hervorkommen. Seine Freundin erzählte ihm auch, welche schreckliche Strafe der Sünder beim Austritt aus dieser Welt zu erwarten habe; und Heinrich, der alles auf sich anwandte, fragte mit großem Ernst, ob Gott ihm denn seine Sünden nicht vergeben und ihn davon befreien könne.

„Ja,“ antwortete sie, „denn Gott hat Seinen Sohn, den Herrn Jesum Christum, in die Welt gesandt, und dieser hat sich für verlorne Sünder strafen lassen. Er ist wegen ihrer Sünden und an ihrer Statt auf dem Kreuze von Gott gerichtet worden; und jetzt finden alle, die an Ihn glauben, Vergebung ihrer Sünden.“

Der Kleine war hierüber erstaunt und wurde nicht müde, von dem Leben des Heilandes und von allem,

was Er auf dem Kreuze gelitten hat, erzählen zu hören. Er wurde bald überzeugt, daß der Herr Jesus auch ihn geliebt und Sein Blut für ihn vergossen habe. Dieses Bewußtsein erweckte in seinem Herzen Gefühle für den Herrn, und er war ängstlich bemüht, Ihn nicht zu betrüben. Oft fragte er: „Wird es Gott gefallen, wenn ich dieses thue?“ Man bemerkte in seinem ganzen Wesen eine große Veränderung. Er war freundlich gegen jedermann und erwiderte den Gruß des ärmsten Hindu im Bazar. Jedes Geschenk an Geld verteilte er unter die blinden oder verkrüppelten Bettler, deren es in jenem Lande sehr viele giebt. Als die junge Dame eines Tages mit dem Auspacken einer Kiste Bücher beschäftigt war, machte sich Heinrich ein Vergnügen daraus, ihr dabei behülflich zu sein und die schönen Bände auf einem Bücherbrett zu ordnen. Während er sich in dieser Weise nützlich machte, sagte seine Freundin zu ihm: „Wie Du siehst, sind diese Bücher sehr verschieden; die einen sind groß, die andern klein; sie enthalten aber alle dasselbe; man nennt sie „das Wort Gottes“. Wenn Du eines dieser Bücher liest und Dich durch das, was darin steht, leiten lässest, so wird Dein Weg mit Sicherheit zum Himmel führen, zu Dem, den Du jetzt schon liebst, zu Deinem Erlöser, dem Lamm Gottes, welches für Deine Sünden gestorben ist.“

„O wie gern möchte ich eines dieser Bücher haben,“ rief Heinrich aus; „ich will Ihnen alle meine Spielzeugen und meinen kleinen Wagen dafür geben!“

Die Dame lächelte und sagte: „Behalte Deine Spielzeugen und Deinen kleinen Wagen, mein lieber Junge; ich will Dir eins schenken. Du kannst Dir das schönste

auswählen.“ Heinrich dankte mit freudestrahlendem Gesicht und rief Booz herbei, damit er ihm bei der Wahl zwischen einem violetten und einem roten Einbände seinen Rat erteile. Nachdem er sich für eines derselben entschieden hatte, erbat er sich ein kleines Stück Seide und trug dasselbe zum Schneider. Dieser mußte ihm ein Säckchen für seine Bibel daraus machen, damit dieselbe stets sauber bliebe.

Am Abend kam er zu seiner Freundin zurück und bat sie, ihn aus seinem kostbaren Buche lesen zu lassen. Sie that es, und Heinrich war entzückt über die schönen Geschichten und die guten Worte Gottes, welche er zum ersten Male in dem heiligen Buche las. Diese Worte fielen in sein Herz, wie gute Samenkörner in einen wohl vorbereiteten Boden.

Die Zeit nahte heran, da die junge Dame sich von ihm trennen mußte. Sie liebte ihn zärtlich und freute sich sehr, ihn einer so schrecklichen Unwissenheit entrisßen zu haben. Als sie kurz vor ihrer Abreise noch einmal allerlei Fragen bezüglich ihrer bisherigen Belehrungen an Heinrich richtete, beantwortete dieser fast alles mit den Worten der Heiligen Schrift und bewies so, mit welcher Aufmerksamkeit er sein kostbares Buch gelesen, und wie gut er die Unterweisungen desselben behalten hatte. Gott hatte ihre Gebete erhört, und sie dankte Ihm von ganzem Herzen dafür. Der Kleine vergaß nie die lieblichen Unterhaltungen, welche er mit der Dame gehabt hatte, und am wenigsten die letzte, an deren Ende er die traurige Nachricht von der Abreise seiner Freundin erfuhr.

„Was wird aus mir werden, wenn Sie nicht mehr hier sind!“ rief er mit Betrübnis aus. „Ich“

werde dann niemanden mehr haben, mit dem ich sprechen kann, außer Booze. Ich werde auf's neue alle meine Zeit mit den Hindus zubringen müssen; niemand wird mehr mit mir von Gott und von meinem Heilande reden; ich werde wieder so böse werden wie früher!"

„Mein armes Kind,“ erwiderte die Angeredete; „als der Herr Jesus Seine Jünger verließ, jagte Er zu Ihnen: „Ich werde euch nicht als Waisen lassen, ich komme zu euch;“ (Joh. 14, 18) und glaubst Du, daß Er, der sich Dir zu erkennen gegeben und Dich zu Seinem Eigentum gemacht hat, Dich allein und ohne Trost lassen werde? Nein, mein Kind; Er, der die Verheißung gegeben hat, ist treu und wird Dich nicht verlassen. Er wird das in Dir angefangene gute Werk vollenden.“

Der arme Knabe weinte sehr, als seine Freundin abreiste; er begleitete sie bis an das Ufer des Flusses. Sie reiste nämlich mit einem Schiffe nach Verhampore, wo sie sich mit einem christlichen jungen Manne, namens Baron, zu verheiraten gedachte. Heinrich ging an Bord des Fahrzeuges, um ihre letzten Liebeskosen zu empfangen. Zum Abschied gab sie Booze noch ein schönes Geschenk, um ihn zu ermuntern, gegen seinen jungen Sahib immer gut und freundlich zu sein. Ihre letzten Worte, welche Heinrich nie vergaß, waren: „Suche, mein liebes Kind, Deinen treuen Träger zu Jesu hinführen!“

Als das Schiff endlich abfahren sollte, kehrte Heinrich an das Ufer zurück und setzte sich still und traurig in den Schatten eines Banianenbaumes (der indische Feigenbaum, dessen Aeste Wurzeln treiben, die bis auf

die Erde herunterhängen und dort anwachsen) und verfolgte mit den Augen das weiße Taschentuch, mit welchem ihm die scheidende Freundin ein letztes Lebewohl zuwinkte. Bei einer Wendung des Flusses sah er bald nichts mehr. Tiefbetrübt kehrte er nach Hause zurück.

3.

Das Leben kam unserm kleinen Freunde jetzt noch viel langweiliger vor als je zuvor, und er würde es unerträglich gefunden haben, wenn er nicht seinen treuen Booze als Gesellschafter gehabt hätte. Seine größte Freude war, sich neben ihn unter die Veranda zu setzen und in seiner Bibel zu lesen. Dann gedachte er lebhaft der letzten Worte seiner Freundin: „Du mußt Booze zu Jesu führen;“ aber er wußte nicht, wie er das anfangen sollte. Es schien ihm, daß Gott allein dies zu thun vermöge, weil sein Träger so sehr seinen Götzen und seinem Aberglauben anhing und sich außerordentlich fürchtete, seinen Guru, oder Götzenpriester, zu beleidigen. Obwohl der Kleine in dieser Beziehung Recht hatte, daß niemand zu Jesu kommen kann, es ziehe ihn denn der Vater, so hat uns doch andrerseits der Herr Mittel an die Hand gegeben, durch welche wir Ihn unsern Mitmenschen bekannt machen können, indem wir mit Gebet demütig auf Ihn warten, bis Er unsre Bemühungen segnet.

Das Erste, was der kleine Heinrich that, war denn auch, daß er alle Tage für Booze betete. Dann redete er mit ihm über Gott und wiederholte ihm das, was die junge Dame ihn selbst gelehrt hatte.

Sein Träger hörte ihm zwar gern zu, legte aber gar keinen Wert auf die großen Wahrheiten, welche das

Kind ihm beizubringen suchte. Manchmal versuchte er auch zu widersprechen, indem er einige der von den Hindus gelehrten Abgeschmacktheiten bezüglich ihrer 330 Millionen Gottheiten erzählte, zu denen selbst mehrere Arten von Schlangen und Affen gehören. Es fiel Heinrich zwar oft schwer, auf alles sogleich zu antworten; aber er nahm seine Zuflucht zum Worte Gottes und fand dann nicht selten den richtigen Aufschluß.

Manchmal lehnte sich der Kleine auf die Kniee seines Trägers, und indem er ihn mit Zärtlichkeit anblickte, sagte er: „Armer Booze, armer Booze, Du schlägst den schlechten Weg ein, und willst von dem guten nichts wissen; es giebt nur einen Weg, der in den Himmel führt, und der ist unser Heiland, der Herr Jesus. Er ist die Thür und der Weg, und niemand kommt zu Gott, als nur durch Ihn.“ (Joh. 14, 6.)

Dann suchte er ihm verständlich zu machen, wer der Herr Jesus sei, und wie Er uns stets geliebt habe. Er theilte ihm mit, daß Er, als wir ganz verderbt waren und die Hölle verdient hatten, auf diese Erde gekommen und Mensch geworden sei und den Kreuzestod für uns erduldet habe; daß Er dann begraben worden, aber am dritten Tage aus den Toten auferstanden und in den Himmel aufgefahren sei, wo Er nun zur Rechten Gottes sitze, und von wo Er wiederkommen werde.

Heinrich verharrte Tag für Tag in seinen Unterweisungen; aber sein Träger, der immer gleichgültig blieb, machte sich oft darüber lustig und fragte ihn, warum er ein so großes Gewicht darauf lege. Doch war er nie bössartig gegen seinen jungen Herrn, sondern behandelte ihn stets mit Achtung.

In jener Zeit unternahm die Pflegemutter Hein-

richs eine Reise nach Kalkutta. Sie machte die Fahrt auf einem Schiffe und ließ sich durch den Anaben und seinen Träger begleiten. Da Heinrich krank gewesen war, so hoffte sie, daß ihm eine Luftveränderung gut thun würde. Es war am Ende der Regenzeit, wo die Landschaft besonders lieblich und grün, das Klima jedoch am ungesundesten ist. Als gegen Abend das Schiff vor Anker gelegt wurde, stieg Heinrich mit Wooze aus, um sich durch einen kleinen Spaziergang an den Ufern des Ganges zu erfrischen. Er war erstaunt über die vielen neuen Dinge, welche sich seinen Blicken darboten, und sein Begleiter hatte genug zu thun, um alle die Fragen zu beantworten, die er unaufhörlich an ihn stellte. Da er selten oder gar nicht über die engen Grenzen des Landgutes seiner Pflegemutter hinausgekommen war, so erschien ihm alles so neu und fremdartig, daß er aus seiner Verwunderung gar nicht herauskam.

Ohne es zu bemerken, entfernten sich die beiden Wanderer immer mehr von dem Strome und gelangten endlich in eines der Dörfer, mit denen die Ebenen von Hindustan wie übersät sind. Hier gab es wieder neuen Stoff zu hunderterlei Fragen. Vor allem waren es die braunen Bewohner des Dorfes, welche die Aufmerksamkeit unsers jungen Freundes auf sich zogen. Da es Abend war, so saßen oder lagen sie vor ihren kleinen, dürftigen Hütten, die weder Fußboden noch Fenster hatten und deren einziger Hausrat in einigen irdenen Kochgeschirren und Tellern, einer großen Porzellanflasche zum Schöpfen des Wassers und einer kleineren zum Trinken bestand. Ein Tisch oder Stuhl war nirgendwo zu erblicken, und die Stelle des Bettes vertraten einige aus Schilfrohr geflochtene Matten.

Hie und da hatten sich die Männer unter den Bäumen des Dorfes in Gruppen versammelt und rauchten ihre Pfeife, während sich die völlig nackten Kinder im Staube umherwälzten. Ausgehungerte Schakale und Hunde umkreisten in geringer Entfernung die Hütten und stritten sich um die abgenagten Knochen, die noch von den letzten Mahlzeiten herrührten. Ihr widerliches Geheul wurde noch übertönt durch das schallende Gelächter der Kinder.

In der Mitte des Dorfes befand sich, wie fast in allen diesen Ortschaften, ein kleiner Tempel, der einem der furchtbar häßlichen Götzen der Hindus gewidmet war. Ein Priester war gerade beschäftigt, demselben die Speisen vorzulegen, welche ihm während des Tages als Opfer dargebracht worden waren; Blumen und Früchte lagen in großer Menge um ihn her. Hinter dem Tempel und zwischen den Hütten erhoben sich herrliche Palm- und Banianenbäume, hie und da von einer Gruppe Bambusstauden unterbrochen.

Heinrich konnte sich gar nicht satt sehen an dem ihm völlig neuen Schauspiel, und erst als die Nacht hereinbrach, ließ er sich von seinem treuen Booze nach dem Schiffe zurückführen. Unterwegs machte er diesen darauf aufmerksam, wie thöricht es sei, jenen häßlichen Götzen zu dienen, und erzählte ihm, wie ihn seine Freundin von der völligen Machtlosigkeit derselben überzeugt habe. Booze hörte stillschweigend zu und antwortete auch nicht, als ihm Heinrich einen Vers, den er vor einiger Zeit auswendig gelernt hatte, vorsagte. Derselbe lautete: „Der Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, dieser, indem Er der Herr des Himmels und der Erde ist, wohnt nicht in Tempeln, mit Händen

gemacht, noch wird Er von Menschenhänden bedient, als wenn Er noch etwas bedürfte, da Er selbst allen Leben und Odem und alles giebt Wir sollen daher nicht meinen, daß das Göttliche dem Golde oder Silber oder Stein, einem Gebilde der Kunst und der Erfindung des Menschen, gleich sei." (Apstgisch. 17, 24. 25. 29.)

Am andern Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt, am Abend jedoch wieder Halt gemacht. Booze und sein junger Herr stiegen, wie am Tage vorher, ans Land und durchstreiften die schöne Gegend nach allen Richtungen hin. So ging es zu Heinrichs großer Freude mehrere Wochen lang fort.

Eines Abends legte sich das Fahrzeug wie gewöhnlich in einer stillen Bucht vor Anker. Es war ein prächtiger Ort. Heinrich hatte sich den ganzen Tag über nicht wohl gefühlt und war daher froh, als er die enge Kajüte verlassen konnte. Die Sonne war bereits untergegangen, und ein erfrischender Luftzug kühlte die heiße Stirn des Knaben. Gefolgt von seinem Begleiter, erstieg Heinrich einen in der Nähe liegenden Hügel und ließ sich am Fuße eines daselbst errichteten Grabmals nieder. Entzückt betrachtete er die herrliche Aussicht. Zu seiner Linken wälzte der Ganges seine breiten, gewaltigen Wogen zwischen Hügeln und Wäldern hindurch dem Meere zu. Zur Rechten erschloß sich dem Auge eine weite Ebene, auf welcher kleine Baumgruppen und wogende Kornfelder in reicher Fülle mit einander abwechselten. Hier und da sah man die kleinen, runden Hütten der Eingebornen eben über den Erdboden hervorragen. In der Ferne streckten die Rajamahäl-Hügel ihre Gipfel in die klare Luft empor und gaben dem herrlichen Gemälde einen kräftigen Abschluß.

Zu den Füßen Heinrichs schaukelte auf dem Ganges das buntbemalte Boot seiner Pflegemutter, umgeben von mehreren kleineren Fahrzeugen, die zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen mit Strohdächern versehen waren. Auf dem sandigen Ufer waren die eingebornen Schiffer und Diener, die sich nach ihren Kasten*) gruppiert hatten, eifrig beschäftigt, das Abendessen zu bereiten. Die einen mahlten ihre Mussala (ein Gewürz), die andern zündeten ein Feuer an, wieder andere wuschen ihre kupfernen Kessel oder lagen auf dem Boden und rauchten ihre Kofosnußhouka (eine Art Pfeife).

Heinrich saß eine geraume Zeit stillschweigend und in den herrlichen Anblick versunken da. Endlich wandte er sich an den neben ihm sitzenden Booze mit den Worten: „Es ist wirklich wunderschön hier; aber ich glaube, es würde noch viel schöner sein, wenn das Land nur von Christen bewohnt wäre. Wenigstens würden nicht überall die Türme der Gözentempel zu sehen sein, und die Menschen würden sich nicht vor den häßlichen Götzen in den Staub niederwerfen, sondern ihre Kniee vor dem allein wahren Gott beugen. Sie würden ihre

*) Die Indier teilen sich in vier streng von einander geschiedene Abteilungen, sogenannte Kasten. Sie geben nämlich vor, daß Brahma, ihr oberster Gott vier verschiedene Menschenklassen geschaffen habe. Die erste, die Brahmanen oder Priester, habe er aus seinem Munde hervorkommen lassen, die zweite, die Soldaten, aus seinen Armen, die dritte, die Kaufleute, aus seiner Brust und die vierte, die Arbeiter und Handwerker, aus seinen Füßen. Die Angehörigen der einen Kaste essen nie mit denen einer andern. Diejenigen Leute, welche auf irgend eine Weise ihrer Kaste verlustig gegangen sind, werden Parias genannt und von allen tief verachtet.

Dieses Kastenwesen ist eines der größten Hindernisse für die Hindus, das Christentum anzunehmen.

schmutzigen Hütten niederreißen und sich große Häuser bauen und des Abends vor ihren Thüren sitzen und den Schaster,*) ich meine den wahren Schaster, das Evangelium, lesen."

"Ich weiß wohl," erwiderte Booze, "daß eine Zeit kommen wird, wo alle Menschen nur einen Gott anbeten und alle Kasten aufhören werden; aber ich kann nicht sagen, wann es geschehen wird. Jedenfalls aber nicht zu meinen Lebzeiten."

"Jetzt schon," fiel der Knabe ein, "giebt es ein Land, wo keine Kasten mehr existieren. Es ist ein viel besseres Land als Indien. Dort wird man von keinem Raubtier erschreckt, und man leidet weder Hunger noch Durst. An Wasser fehlt es dort nie; die Sonne brennt nicht mehr, und der Mond macht niemanden krank. Es ist ein Land, wo ich bald hinzukommen glaube. O wie sehr wünsche ich, auch Dich dort zu sehen, mein lieber Booze!"

"Wie?" rief Booze erschreckt, "will Sahib nach Europa gehen? Ach, thue es nicht! Ein Hindu soll nie über das Meer fahren."

"Das Land, von dem ich spreche, ist nicht Europa, sondern der Himmel. Manchmal, wenn ich, wie heute Morgen, Schmerzen in meiner Seite fühle, kommt mir der Gedanke, daß ich nicht lange mehr leben werde. Ich glaube, daß ich bald sterben werde, Booze. O wie sehr wünsche ich, Dich vorher bewegen zu können, den Herrn Jesum Christum zu lieben. Ich bitte Dich, mein lieber Booze, werde ein Christ!"

Booze antwortete nicht; aber ein zärtlicher Blick

*) Heiliges Buch.

traf den ihm so teuren Knaben, der sich an ihn geschniegt hatte und ihn mit seinen klaren blauen Augen bittend ansah. Die Worte seines jungen Herrn hatten Trauer und Schmerz in seinem Innern wachgerufen, und erst nach einer Weile stillen Nachdenkens erhob er sich, um Heinrich zu dem Schiffe zurück zu begleiten.

4.

Endlich langten unsere Reisenden in Kalkutta an, wo sie bei einer befreundeten Familie, namens Smith, herzliche Aufnahme fanden.

Kalkutta liegt am Hugli, der einzigen schiffbaren Mündung des Ganges, und ist die Hauptstadt von Hindustan und der Sitz der englischen Regierung. Ein Teil der Stadt wird die „schwarze Stadt“ genannt, da er ausschließlich von Eingebornen bewohnt wird und ein sehr ärmliches und schmutziges Aussehen trägt. Die Engländer haben sich an den Ufern des Flusses angesiedelt, und ihre Häuser bilden den zweiten Teil der Stadt, die sogenannte Palaststadt. So unreinlich und armselig es in der „schwarzen Stadt“ aussieht, so sauber und schön ist es hier. Jedes Haus ist von einem hübschen Garten und von dichten Bäumen umgeben. Aber trotzdem ist das Klima sehr ungesund, da der Boden sumpfig ist und während der großen Sommerhize unaufhörlich schädliche Dünste erzeugt. Die Fensteröffnungen sind an allen Gebäuden sehr groß, und anstatt der Glascheiben befinden sich in denselben wohlriechende Pflanzen, die von außen beständig mit Wasser besprengt werden, um in den Zimmern eine kühle Temperatur zu erhalten. Um die Betten werden leichte Mousselin-Vorhänge gezogen, zum Schutze gegen die Insekten, welche des Abends

in zahlloser Menge die Luft erfüllen und in die Schlafzimmer eindringen.

In den vornehmern Häusern befindet sich eine zahlreiche Dienerschar, die nach unsern Begriffen mindestens um die Hälfte verringert werden könnte. Es kommt dies daher, daß die Leute theils sehr träge und arbeitsscheu sind, theils aber auch wegen der großen Hitze nicht so viel arbeiten können wie bei uns zu Lande. So sind, um ein Beispiel anzuführen, für ein Pferd zwei Diener nötig, der eine, um es zu putzen und aufzuschirren, wenn es gebraucht werden soll, der andere, um das nötige Futter zu schneiden und es dem Tiere vorzulegen. — In einem solchen Hause befand sich unser Heinrich.

Seine Pflegemutter hatte, seitdem sie in Kalkutta angelangt war, noch weniger wie früher den Wunsch, sich viel mit ihm zu beschäftigen. Die Vervollständigung und Erneuerung ihrer Kleider, die hie und da nicht mehr den Anforderungen der neuesten Mode entsprachen, nahm ihr ganzes Interesse in Anspruch. Außerdem verstand sich ihr eingebornes Kammermädchen noch nicht auf den kunstvollen Haarpuz, wie er in diesem Jahre getragen wurde, und es kostete viele Mühe, ihr die Anfertigung desselben beizubringen. Unter all diesen wichtigen Geschäften wurde Heinrich vollständig vergessen, obwohl er mehrere Tage krank war und über Stiche in der Seite klagte.

Der matte Blick und das blassse Aussehen des Anaben fielen Herr und Frau Smith auf, und sie machten seine Pflegemutter darauf aufmerksam. Diese aber meinte, er habe immer so ausgesehen, und bei dem ungesunden Klima sei es ja auch nicht anders zu erwarten.

An einem heißen Nachmittage war die Familie in dem großen Gastzimmer des Hauses versammelt. Nur Heinrich fehlte. Die beiden Damen unterhielten sich über die neuesten Mode-Berichte, die eben aus Europa eingelaufen waren, während Herr Smith, den die Unterhaltung langweilte, im Zimmer auf- und abschritt. Plötzlich fiel sein Auge durch die halbgeöffnete Thür auf den kleinen Heinrich, der, an die Kniee Boozes gelehnt, auf dem Teppich des Vorplatzes saß. Der Knabe schien seinem aufmerksam horchenden Diener etwas vorzulesen. Da er dem Saale den Rücken zugekehrt hatte, so konnte sich Herr Smith ihm unbemerkt nähern. Zu seiner größten Verwunderung hörte er, wie der Kleine einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift las und ihn dann zu übersehen und zu erklären suchte. Seine Bemühungen, um die gelesenen Worte seinem Zuhörer verständlich zu machen, waren wirklich rührend. Zugleich sprach er in einer solch klaren und bestimmten Weise, daß Herr Smith seinen Ohren kaum trauen wollte. Leise zog er sich in den Saal zurück und wandte sich zu den Damen mit den Worten: „Seit 25 Jahren bin ich jetzt in Indien, aber nie habe ich dergleichen gesehen. Gott sei gepriesen, daß Er aus dem Munde der Unmündigen sich ein Lob zubereitet hat!“

Nach dem Abendessen lud er Heinrich ein, ihn auf sein Studierzimmer zu begleiten. Dort ließ er sich alles, was er von seinem kurzen Lebenslauf wußte, erzählen, und vernahm auch seinen heißen Wunsch, Booz für den Herrn Jesum zu gewinnen.

Als er geendet hatte, fragte Herr Smith ihn freundlich: „Glaubst Du denn, daß Booz sein Herz dem Worte Gottes schon geöffnet hat?“

„Ich fürchte, nein,“ erwiderte der Kleine; „obwohl ich jetzt schon seit mehr als sechs Monaten alle Tage mit ihm über den allein wahren Gott spreche, hält er doch an dem Glauben fest, daß seine Götzen wahrhaftige Götter seien.“

„Es scheint mir fast gefährlich für Dich, mein lieber Heinrich, mit einem Heiden über diese Dinge zu reden. Satan, der Vater der Lüge, könnte leicht Deinen eignen Glauben erschüttern, während sein Aberglaube derselbe bliebe.“

„Aber Sie glauben doch nicht, daß ich je die Hoffnung aufgeben müßte?“ fragte Heinrich ganz erschreckt.

„Gewiß nicht,“ erwiderte Herr Smith. „Aber wenn ich Dir ein besseres Mittel angeben könnte, um zum Wohle Boozes zu wirken, würdest Du darüber nicht froh sein? Kann Boozee lesen?“

„Ich glaube, sehr wenig.“

„Dann mußt Du für ihn lesen lernen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ganz einfach: ich werde Dir die Heilige Schrift in der Sprache Boozes geben, und Du kannst dann für ihn lesen lernen. Du kannst mit der Schöpfung der Welt, dem Sündenfall des ersten Menschen und mit der Verheißung des Erlösers anfangen und dann zu den Evangelien übergehen. Wenn es Dir recht ist, will ich gern Dein Lehrer sein.“

„Ob es mir recht ist, Herr Smith?“ rief Heinrich mit freudestrahlendem Gesicht. „Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Freundlichkeit, und ich verspreche Ihnen, ein fleißiger Schüler zu sein.“

„Nun, dann komm jeden Morgen in mein Zimmer; ich werde Dich zuerst das Alphabet lehren. Wenn Du

dann die Bibel haſt, die ich Dir geben werde, ſo mußt Du ſie täglich Booze vorleſen und Gott bitten, daß Er Sein heiliges Wort ſowohl für Dich wie für ihn ſegnen möge. Dann würde ich nichts für Dich befürchten. Das göttliche Wort wird zu ſeiner Zeit ſeine Wirkung ausüben; denn Gott hat es verheißen: „Denn gleich wie der Regen und der Schnee vom Himmel herabfällt und nicht dahin zurückkehrt, er habe denn die Erde getränkt und befruchtet und ſie ſproſſen gemacht und dem Säemann Samen gegeben und Brot dem Eſſenden: alſo wird mein Wort ſein, das aus meinem Munde hervorgeht; es wird nicht leer zu mir zurückkehren, ſondern es wird ausrichten, was mir gefällt, und durchführen, wozu ich es geſandt habe.“ (Jeſ. 55, 10. 11.)

Während des ganzen Jahres, das Heinrich in Kalkutta zubrachte, empfing er jeden Tag eine Stunde Unterricht in der Sprache der Hindus; da er dieſelbe ja ſeit ſeiner früheſten Kindheit kannte, ſo machte er raſche Fortſchritte. Wie groß war ſeine Freude, als er nach einiger Zeit den Inhalt des koſtbaren Bibelbuches geläufig leſen konnte! Jeden Tag ſaß er jezt auf ſeinem gewohnten Plaze zwiſchen den Knien ſeines lieben Booze, und man hörte ihn oft eine ganze Stunde lang laut vorleſen. Doch damit begnügte er ſich noch nicht, ſondern er unternahm es auch, Booze ſelbſt leſen zu lehren. Er gelangte leichter zum Ziele, als man es denken ſollte, indem er Booze aufforderte, jeden Schriftzug auf eine Tafel zu ſchreiben, um ihn dadurch ſeinem Gedächtniſſe recht einzuprägen.

5.

Die Zeit der Abreiſe von Kalkutta nahte heran. Die Pflegemutter Heinrichs beabſichtigte, ſich auf der

Rückreise einige Zeit in Verhampore bei Frau Baron (der jungen, englischen Dame, der wir im Anfang unsrer Erzählung begegneten) aufzuhalten. Heinrich freute sich sehr bei dieser Voraussicht, jedoch nahm er nicht ohne Thränen Abschied von Herrn Smith, den er außerordentlich liebgewonnen hatte. Während der Fahrt nach Verhampore benutzte er jede Gelegenheit, um Booze das Evangelium vorzulesen, und dieser hörte, um seinem jungen Sahib Freude zu machen, immer aufmerksam zu.

Es war glühend heiß. Der Aufenthalt in dem engen Schiffe wurde fast unerträglich. Unser kleiner Freund begann wieder, sehr über Stiche in der Seite zu klagen. Zugleich zeigten sich noch andere beunruhigende Erscheinungen. Seine Blässe nahm jeden Tag zu, er aß fast nichts mehr, und seine Magerkeit wurde geradezu erschreckend. Booze war in der größten Angst um seinen Liebling, und selbst die sorglose Pflegemutter beunruhigte sich, als sie die Veränderung in dem Aussehen Heinrichs bemerkte. Man beeilte sich, Verhampore zu erreichen, um dem armen Kranken die Pflege eines Arztes und den Schutz eines kühlen Hauses zu verschaffen. Doch so rasch auch die Fahrt von Statton ging, so hatte sich die Krankheit doch schon bedeutend verschlimmert, ehe die Stadt in Sicht kam.

Als das Fahrzeug nur noch einige Stunden von Verhampore entfernt war, wurde ein Diener ans Land gesetzt und vorausgeschickt, um Frau Baron von der Ankunft ihrer Gäste zu benachrichtigen. Als diese kurz nachher ausstiegen, stand sie schon mit Dienern und Palanfinen bereit, um sie in Empfang zu nehmen. Sobald Heinrich Frau Baron erblickte, streckte er ihr seine mageren Hände entgegen; sie eilte auf ihn zu und schloß ihn tief-

bewegt in ihre Arme. „Mein Kind! mein teures Kind!“ flüsterte sie. Ihre Freude war zu groß, um mehr sagen zu können. Als sie ihn jedoch nach der ersten stürmischen Begrüßung aufmerksam betrachtete und sah, wie sehr er sich verändert hatte, wandte sie sich erschreckt zu seiner Pflegemutter und sagte: „Aber was haben Sie mit Heinrich angefangen? Er scheint ja sehr krank zu sein!“

„Ja, er ist sehr krank,“ antwortete diese, „und ich wünsche so schnell als möglich einen Arzt zu Räte zu ziehen.“

„Weinen Sie nicht, liebe Frau Baron,“ bemerkte Heinrich, als er Thränen über ihre Wangen rollen sah. „Ich glaube, daß ich bald sterben werde. Aber Sie wissen ja wohl, daß es für diejenigen, welche den Herrn Jesum lieb haben, sehr köstlich ist, heimzugehen.“

„Sprich doch nicht vom Sterben, mein Kind,“ fiel seine Mutter ein. „Du wirst leben, noch lange leben; Du wirst groß und einmal ein geachteter Mann werden.“

„Ich wünsche es nicht, Mama,“ erwiderte Heinrich mit müder Stimme.

Je mehr Frau Baron Heinrich betrachtete, desto schmerzlicher wurde sie ergriffen; ihre Gemütsbewegung jedoch gewaltjam beherrschend, schlug sie vor, so schnell als möglich nach ihrer Wohnung zu eilen. Sobald sie sich allein in ihrem Tragessehl befand, schüttete sie ihr Herz vor Gott aus und bat Ihn um die Gnade, den kleinen Kranken bis an sein Ende pflegen zu dürfen.

In ihrer Wohnung angekommen, ließ sie sogleich ein Sopha in ihr Gastzimmer stellen, auf welches sich Heinrich niederlegen mußte. Für die Nacht machte sie in einem Zimmer, das an das ihrige stieß, ein kleines Bett

für ihn zurecht, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn er etwas wünschte. Der geschickteste Arzt der Stadt wurde herbeigerufen und der kleine Kranke seiner Behandlung übergeben. Frau Baron selbst pflegte den ihr so lieb gewordenen Knaben mit der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt.

In Verhampore traf die Pflegemutter Heinrichs mit vielen ihrer alten Bekannten zusammen, und es dauerte gar nicht lange, so war sie wieder gänzlich von dem Strudel der Vergnügungen fortgerissen. Sie empfing und machte Besuche, nahm fast täglich Einladungen zu Essen und Konzerten an, ging zum Ball, kurz, sie schien ihr krankes Kind ganz vergessen zu haben. Wenn je in ihrem Innern ein Vorwurf laut werden wollte, so suchte sie ihn dadurch zu beschwichtigen, daß sie sich sagte, Frau Baron sei ja bei ihm und versorge ihn mit allem, was er nötig habe.

Ungeachtet der Bemühungen des Arztes und der sorgsamten Pflege der Frau Baron wurde Heinrich zusehends schwächer; jeder, der ihn sah, war überzeugt, daß er nur noch kurze Zeit auf der Erde weilen werde. Herr und Frau Baron pflegten ihn abwechselnd. Es war rührend zu sehen, wie der große kräftige Mann stundenlang an dem Bette des kleinen Kranken saß und sich von Zeit zu Zeit mit Zärtlichkeit über ihn beugte, um ihm seine Medizin zu reichen oder die Kissen zurecht zu legen. Am liebsten war es Heinrich, wenn er ihm einen Abschnitt aus der Bibel vorlas oder sich mit ihm über die Liebe des Herrn unterhielt. Dann glänzten seine Augen vor Freude.

Als Booze sah, daß das Ende seines kleinen Sahib herannahte, machte er sich daran, das Wort Gottes mit neuem Eifer zu lesen, und der kleine Heinrich hörte ihm mit Entzücken zu. Oft unterbrach er ihn, um ihm etwas zu erklären, und seine kindlichen Bemerkungen paßten für den wenig ausgebildeten Geist seines Trägers besser als gelehrte Worte.

Eines Tages, als Booze ihm wieder vorlas, unterbrach ihn Heinrich mit den Worten:

„O Booze! wenn ich nie die Bibel kennen gelernt, noch je von dem Herrn Jesu gehört hätte, wie unglücklich würde ich heute sein! Denn ich weiß, daß mein Leib bald ins Grab gelegt werden wird bis zur Ankunft des Herrn Jesu, der ihn dann auferwecken wird. Als ich zum letzten Male mit Dir einen Spaziergang machte, sah ich einen schönen Totenacker. Ich wußte, daß auch mein Leib bald dort beigesetzt werden würde; aber ich empfand gar keine Angst bei dem Gedanken, weil ich meinen Heiland, Jesum Christum, liebe, der mich bis ins Grab und darüber hinaus begleiten und meinen Leib einst auferwecken wird. Ich weiß, daß ich bei meinem Aufwachen bei Ihm vollkommen glücklich sein werde!“

Indem er sich dann zu Frau Baron wandte, fügte er hinzu: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. — Sie waren es, liebe Frau Baron, die mich, als ich ein armes, unwissendes Kind war, mit meinem Erlöser, der für mich Sein kostbares Blut vergossen hat, bekannt machten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

„Danke nicht mir,“ antwortete diese gerührt, „sondern danke Gott; denn Er war es, der mich zu Dir

geführt und Deine Augen geöffnet hat, um Deinen verlorenen Zustand zu erkennen."

"Ja, ich werde Ihn immerdar verherrlichen," sagte Heinrich, indem er seine mageren Hände faltete, „ja, ich will Ihn preisen; ich liebe Ihn und werde Ihn ewig lieben! Meine Sünden waren sehr groß, alle Gedanken meines Herzens waren nur böse den ganzen Tag. (1. Moje 6, 5.) Ich verabscheute das, was gut war, ja, sogar meinen Schöpfer! Aber Er hat mich gesucht und gefunden. Mein Heiland hat mich von meinen Sünden in Seinem Blute rein gewaschen; Er hat mich mit den Kleidern des Heils angethan und mir das Kleid Seiner Gerechtigkeit gegeben; Er hat den Tod zunichte gemacht und Leben und Unverweslichkeit ans Licht gebracht." (2. Tim. 1, 10.) Erschöpft hielt er einige Augenblicke inne; dann aber, seinen treuen Diener ernst anblickend, fuhr er fort:

„Mein armer Booze, was wird aus Dir werden, wenn Du ein so großes Heil vernachlässigst! O Herr Jesu, ändere Du doch das Herz meines armen Booze und erbarme Dich seiner, wie Du Dich meiner erbarmt hast!“ — „Ja, Herr Jesu, ändere Du das Herz des armen Booze und erbarme Dich seiner," wiederholte der Hindu mit Thränen in den Augen und ohne recht zu wissen, was er that. Es war das erste Gebet, das er an den wahren Gott richtete — das erste Mal, daß er Seinen Namen anrief.

Doch die Kraft Heinrichs war erschöpft; er sank langsam in die Kissen zurück und schloß die Augen. Mehrere Stunden lang lag er in einem Halbschlummer; sein Herz war voller Freude, aber sein Leib wurde schwächer und schwächer. Als er aufwachte, bat er Frau

Baron, ihm sein Lieblingslied vorzusingen. Sie that es, und selig lächelnd hörte Heinrich zu.

Nachdem sie den Gesang beendet hatte, verließ sie das Zimmer, und Booze blieb allein bei seinem jungen Herrn zurück. Nach einigen Augenblicken unterbrach er das Stillschweigen mit den Worten:

„Sahib, den ganzen Tag hat mich der Gedanke verfolgt, daß ich ein Sünder bin, und daß ich viel gesündigt habe. Ich fürchte, daß meine Sünden nicht durch die Fluten des Ganges abgewaschen werden können. Ich wünschte, daß auch ich an den Herrn Jesus Christum glauben könnte.“

Während Booze noch sprach, glänzten die Augen des jungen Kranken vor Freude; er versuchte zu sprechen, aber seine Gemütsbewegung war zu groß. Endlich brach er in Thränen aus.

Nachdem er ein wenig ruhiger geworden war, bedeutete er Booze, sich ganz nahe an sein Bett heran zu setzen, und flüsterte dann mit leiser Stimme:

„Booze, was Du mir soeben gesagt hast, macht mich sehr glücklich, glücklicher, als ich es aussprechen kann. Du glaubst nicht mehr, daß der Ganges Deine Sünden abwaschen kann? O sicher, der Herr Jesus hat es Dir geoffenbart; Er zieht Dich zu sich hin. Ich weiß jetzt, daß ich Dich in der Versammlung, die droben im Himmel ist, wiedersehen werde. Du warst so gut gegen mich, lieber Booze, als mein Vater und meine Mutter starben. Meine erste Erinnerung knüpft sich an jenen Tag, wo Du mich bis zu dem Wäldchen trugst, das nahe bei Mama's Haus in Patna liegt. Du allein liebtest mich dazumal; und wie hätte ich in den Himmel gehen können, ohne zu wissen, daß Du auch dorthin

gehst? Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, Dich auf dem Wege zur Hölle zu wissen, und ich habe viel für Dich zu Gott gebetet; ich wußte wohl, daß Gott meine Gebete erhören würde, aber manchmal dachte ich, es würde vielleicht erst nach meinem Tode der Fall sein. — Wenn ich nun heimgegangen bin, so gehe nach Kalkutta zu Herrn Smith und bringe ihm eine von meinen Haarlocken. Sage ihm, daß Heinrich L . . . sie ihm als letzten Gruß schicke und ihn bitte, sich seines armen Booze anzunehmen, der seine Kasse verlieren würde, weil er ein Christ geworden sei.“

Booze wollte erwidern, daß er sich noch nicht entschlossen habe, auf Unkosten seiner Stellung in dieser Welt ein Christ zu werden; aber kaum hatte er begonnen, als Heinrich ihm schnell die Hand auf den Mund legte und sagte: „Nein, nein! sage das nicht! Ich weiß, daß Du ein Christ werden wirst. Gott, der Sein Werk in Dir angefangen hat, wird es auch vollenden.“

In diesem Augenblick trat Frau Baron ins Zimmer. Als Heinrich dieselbe bemerkte, bat er sie, ihm einen Teil seiner Locken abzuschneiden, um sie seinen Freunden schenken zu können, die sie als ein Andenken an ihn aufzubewahren wünschten. Die Angeredete nahm stillschweigend eine Schere und willfahrte dem Wunsche ihres Lieblings. Als sie aber die schönen, blonden Locken in der Hand hielt und daran dachte, wie bald sie vielleicht den Besitzer derselben nicht mehr sehen würde, übermannte sie ihre Bewegung. Die Scheere fortwerfend, beugte sie sich über den kleinen Kranken, umarmte ihn zärtlich und rief unter einem Strom von Thränen aus: „Mein lieber Heinrich, mein teures Kind! ich kann mich noch nicht von Dir trennen!“

„Weinen Sie doch nicht, Frau Baron,“ antwortete dieser mit leiser Stimme; „freuen Sie sich mit mir, daß ich zu Jesu gehe.“

Während der Nacht und des ganzen folgenden Tages schlummerte er fast fortwährend. Gegen Abend aber wachte er auf und verlangte nach seiner Pflegemutter. Diese war ganz in der Nähe; denn so groß auch ihre Leichtfertigkeit war, so hätte sie doch jetzt, wo man von Stunde zu Stunde den Tod des Kindes erwartete, das Haus nicht verlassen können.

Als man ihr sagte, daß Heinrich nach ihr verlange, begann sie heftig zu zittern. Ihr Gewissen mochte ihr vorwerfen, daß sie ihre Pflichten gegen ihn nicht erfüllt habe. Sie eilte sogleich in das Krankenzimmer. Der Kleine empfing sie herzlich und bat jedermann, sich zurückzuziehen, da er seiner Mama etwas ganz besonderes zu sagen habe. Die Unterhaltung währte eine geraume Zeit. Wir wissen den Inhalt derselben nicht, können aber mit Bestimmtheit annehmen, daß das Interesse für ihre unsterbliche Seele das sterbende Kind veranlaßte, allein mit ihr zu reden. Endlich verließ sie das Zimmer, während Thräne auf Thräne unaufhaltsam ihre Wangen hinabrollte; in ihrer Hand ruhte jene vielgebrauchte, kleine Bibel, die Frau Baron einst dem Kleinen geschenkt hatte. Auf ihrem Zimmer angekommen, schloß sie sich ein und erlaubte niemandem, zu ihr zu kommen, bis man ihr sagte, daß alles vorüber sei. Von jenem Augenblick an bemerkte man eine große Veränderung an ihr. Sie mied die Vergnügungen und Freuden dieser Welt, und fast jeden Tag konnte man sie sehen mit dem Vermächtnis Heinrichs in ihrer Hand.

An dem Morgen, der jenem letzten Abend folgte,

verließ die Seele Heinrichs ihre sterbliche Hülle und ging hin, um für immer bei dem Herrn zu sein. Einige Tage nachher geleiteten Herr und Frau Baron mit dem treuen Booze den entseelten Körper zu seiner letzten Ruhestätte. Bald darauf ließ die Pflegemutter Heinrichs zu seinem Andenken einen kleinen Grabstein errichten, auf welchem der Name und das Alter des so früh Entschlafenen (er war erst 8 Jahre und 7 Monate alt) eingegraben waren. Unter dem Namen stand einer der Lieblingsverse des Kleinen: „Treu ist, der euch ruft.“ (1. Thess. 5, 24.) Später fügte man auf Verlangen des Herrn Smith noch die Worte hinzu: „Der, welcher einen Sünder von dem Irrtum seines Weges zurückführt, wird eine Seele vom Tode erretten und eine Menge von Sünden zudecken.“ (Jak. 5, 20.)

Gleich nach dem Begräbnis seines lieben, kleinen Sahib brachte Booze die Haarlocke desselben nach Kalutta und übergab sie dem Herrn Smith, indem er ihm zugleich den letzten Auftrag seines heimgegangenen Lieblings mitteilte. Dieser empfing ihn sehr freundlich und nahm ihn, da er gerade im Begriff stand, seinen Wohnplatz in eine entferntere Gegend zu verlegen, mit sich. Kurze Zeit nachher trat Booze aus seiner Kaste aus und bekannte sich zum Glauben an Christum. Sein ganzes Leben legte Zeugnis ab von der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses und seiner Liebe zum Heilande. Bei Anlaß der Taufe Boozes ließ Herr Smith die obengenannte zweite Stelle auf dem Grabstein Heinrichs beifügen.

Die meisten Einzelheiten dieser einfachen Geschichte sind durch Herrn und Frau Baron sowie durch Herrn Smith mitgeteilt worden, und ich habe dieselbe meinen jungen Lesern wieder erzählt, da ich dachte, daß sie manchem von ihnen nützlich sein könnte.



Timotheus.

Wer Timotheus war, brauche ich meinen jungen Freunden und Freundinnen kaum zu sagen. Von Kindheit an in den Heiligen Schriften unterwiesen, (seine Mutter Eunike und seine Großmutter Lois ließen es sich angelegen sein, den guten Samen des Wortes Gottes früh in sein junges Herz zu streuen,) wurde er später der treue Begleiter des Apostels Paulus. Wie ein Kind mit dem Vater arbeitet, so half er dem großen Apostel der Heiden bei seiner schweren, mühevollen Arbeit; und sein Name ist uns von Gott aufbewahrt worden als derjenige eines treuen, hingebenden Dieners. Zwei Briefe des Apostels an Timotheus geben Zeugnis von dem in-

nigen Verhältniß der Liebe, welches zwischen diesen beiden Männern bestand. In seinem zweiten Briefe ermahnt Paulus „sein geliebtes Kind im Glauben“, in dem zu bleiben, was er gelernt hatte; „da du weißt“, sagt er, „von wem du gelernt hast, und weil du von Kind auf die heiligen Schriften kennst, die vermögend sind, dich weise zu machen zur Seligkeit durch den Glauben, der in Christo Jesu ist.“

Der bedeutungsvolle Strich.

In einem holländischen Dörfchen in der Nähe des Meeres wohnte vor mehreren Jahren ein alter Schuhflicker. Er war ein fleißiger und arbeitsamer Mann und hatte mit Ehren eine zahlreiche Kinderschar aufgezogen, ohne jemals die Hülfe seiner Mitmenschen in Anspruch zu nehmen. Früher hatte er neben seiner Beschäftigung auch das Amt eines Feldwächters versehen, und das Gewehr, das immer noch an der Wand über dem Kamin hing, hatte oft geknallt, wenn es galt, befiederte und unbefiederte Diebe von den Feldern und Obstbäumen des Dorfes fernzuhalten. Als aber Beine und Augen anfangen, ihren Dienst zu versagen, hatte er sich gezwungen gesehen, die Ueberwachung des Eigentums des Dörfchens jüngeren Kräften zu überlassen.

Da der Alte regelmäßig der Verkündigung des Evangeliums beiwohnte, die ich allwöchentlich in jenem Dorfe abhielt, so lernte ich ihn bald kennen. Ich vernahm später, daß er mich einen Verbreiter „der neuen Lehre“ nannte, da ich verkündigte, daß man ohne Werke, allein durch den Glauben an Jesum Christum errettet werde. Ich besuchte ihn oft in seiner Werk-

statt und sprach häufig mit ihm über den Zustand seiner Seele. Aber immer kehrte ich traurig und niedergeschlagen nach Hause zurück. Er war so eigengerecht, daß meine Worte nicht den geringsten Eindruck auf ihn machten. Er sagte, er habe allezeit treu den Gottesdienst besucht, niemals etwas Böses gethan, und er sei immer ein guter Gatte und Vater gewesen. Obgleich er im allgemeinen anerkannte, daß er ein Sünder sei, so meinte er doch, Gott sei ja ein barmherziger Gott, und Christus sei für alle gestorben, so daß er nichts mehr zu fürchten habe, besonders da ihn niemand einer groben Sünde beschuldigen könne.

Alle meine Bemühungen, ihm zu zeigen, auf welchem gefährlichen Boden er stehe, blieben erfolglos. Oft dachte ich, seine Meinungen durch das Wort Gottes als Lügen bewiesen und ihn zur Einsicht über seinen völlig verlorenen Zustand gebracht zu haben; doch bei einem späteren Besuch sah ich, daß ich mich gänzlich betrogen hatte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als viel für ihn zum Herrn zu flehen, und das that ich denn auch. Mit zweien meiner Freunde war ich sonnetwegen oft im Gebet, und mancher Seufzer stieg für ihn zum Throne der Gnade empor.

Plötzlich wurde er krank. Ein heftiger Anfall von Brustbeklemmung und Atemnot raubte ihm seine Kräfte, so daß er nicht mehr arbeiten konnte. Den größten Teil des Tages saß er neben dem Herdfeuer und konnte nur mit großer Mühe Atem holen. Dessenungeachtet las er viel in der Bibel oder in einigen Büchern, welche ihm christliche Freunde geliehen hatten.

Ich besuchte ihn jede Woche, doch auch jetzt noch ohne alle Frucht. Ich blieb deshalb einige Zeit fort

und suchte ihn erst wieder auf, als ich vernahm, daß seine Krankheit im Zunehmen begriffen sei. Als ich ihn noch einmal auf den gefährlichen Zustand seiner Seele aufmerksam machte, antwortete er mir wie gewöhnlich: „Ich bete viel zu Gott; ich hoffe, in den Himmel zu kommen; ich habe nie jemandem etwas Böses gethan, und ich hoffe daher ganz sicher, wenn ich sterbe, errettet zu werden; ich thue, was ich kann.“ Ich fühlte, daß meine Worte wiederum vergebens sein würden, wenn nicht Gott einen Strahl Seines Lichts in dieses umnachtete Herz fallen lassen würde, um alle die Flecken und Unreinigkeiten desselben dem Auge des Kranken aufzudecken.

Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Sinn. Ich nahm meinen Stock und zog mit der Spitze desselben langsam einen Strich durch den Sand, der den Fußboden des Zimmers bedeckte.

„Sehen Sie diesen Strich?“ fragte ich dann.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der alte Mann, der mit Verwunderung meinem Thun zugesehen hatte.

„Gut,“ sagte ich, „dann horchen Sie einen Augenblick auf meine Worte:

Auf dieser Seite des Striches steht:

Eigengerechtigkeit.

Tod.

Verderben.

Hölle.

Finsternis.

Ewige Verdammnis.

Satan.

Auf der andern Seite steht:

Göttliche Gerechtigkeit.

Leben.

Errettung.

Himmel.

Licht.

Ewige Seligkeit.

Gott.

Auf welcher Seite befinden Sie sich?“

Ich sah, daß ich endlich seine Aufmerksamkeit geweckt hatte. Sein ernster Blick, der noch immer auf den Strich gerichtet war, bewies, daß er die wichtige Bedeutung meiner Worte verstanden hatte. Als ich endlich meine Frage, auf welcher Seite er sich befinde, wiederholte, antwortete er zögernd: „Auf der verlorenen Seite.“

„Ich freue mich sehr über Ihre Antwort,“ hob ich an, „denn sie enthält die ersten wahren Worte, welche Sie je betreffs Ihres Zustandes ausgesprochen haben. Es ist wahr, Sie sind auf der verlorenen Seite; aber es giebt eine andere Seite, zu der Sie gelangen und Errettung finden können. Doch befindet sich zwischen beiden eine unübersteigliche Kluft, die niemand allmählich überschreiten kann. Der Mensch ist entweder auf der einen Seite oder auf der andern; einen Mittelweg giebt es nicht. Er ist entweder für ewig verloren, oder er ist für ewig errettet, und zwar errettet durch den Glauben an das kostbare Blut Jesu Christi. Gott hat Seinen geliebten Sohn dahingegeben, um für uns zu sterben; und Er ist der einzige Weg, auf welchem der Mensch von Sünde, Tod und Hölle erlöst und zum Leben, zur Rechtfertigung und ewigen Seligkeit gebracht werden kann. Sobald ich an Jesum glaube, gehe ich von der einen Seite zu der andern hinüber, oder besser gesagt, Gott selbst bringt mich aus der Macht der Finsternis hinüber in Sein wunderbares Licht. Durch den Glauben übergebe ich mich völlig dem Herrn Jesu, der das Werk der Erlösung vollbracht und durch Sein Opfer alle meine Sünden hinweggethan hat, so daß ich nicht mehr auf eine Vergebung derselben zu hoffen brauche. Ich kann mich darin erfreuen, daß ich Vergebung

empfangen habe, und ich kann Gott danken, daß Er Seine Gnade gegen mich geoffenbart hat. Mein lieber Freund, ich möchte Ihnen so gern zeigen, daß Sie völlig verloren sind, aber auch, daß Sie vollkommen errettet werden können. Nichts von dem, was Sie selbst ins Werk setzen, kann Ihren Zustand verändern. Keine Anstrengungen Ihrerseits, keine guten Werke, keine noch so gut gemeinten Vorsätze, ja, selbst keine Gebete können Sie von der einen Seite des Striches zu der andern bringen, oder Sie für den Himmel geschikt machen. Das vermag Gott allein und Er bietet Ihnen Seinen Sohn an als den Weg, auf welchem Sie ewiges Leben und ewige Seligkeit erlangen können. Uebergeben Sie sich Ihm, vertrauen Sie sich Ihm an, und Sie sind errettet, gerechtfertigt durch den Glauben, wiedergeboren durch den Heiligen Geist und bereit, teilzunehmen an dem Erbe der Heiligen in dem Lichte.“ (Vergl. Kol. 1, 12—14.)

Der Kranke war augenscheinlich tief getroffen. Kein Wort kam über seine Lippen; kein Einwurf wurde laut. Sein Mund war gestopft. Er fühlte sich schuldig vor dem Gott, der in Seiner Gnade den Strich und die dabei gesprochenen Worte gebraucht hatte, um ihm seine Eigengerechtigkeit zu nehmen und ihm zu zeigen, daß er ein verlornen Sünder war.

Dieses Mal ging ich mit Freude und mit dankerfühltem Herzen nach Hause.

Bei einem späteren Besuch fand ich den Kranken sehr niedergeschlagen und traurig. Er sagte mir, daß er von Tag zu Tage mehr einsähe, wie schlecht und verderbt er wäre, und daß sich die guten Werke, auf welche er sich früher so viel zu gute gethan hätte, eines

nach dem andern als hinfällig erwiesen. Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn:

„Wissen Sie auch, weshalb Christus am Kreuze gestorben ist?“

„Um Sünder zu erretten,“ war seine Antwort.

„Allerdings,“ erwiderte ich. „Aber wie kann der Tod Christi Sünder erretten? Warum mußte Er jenen schimpflichen Tod sterben? Konnte Gott den Sünder nicht erretten ohne denselben? Verstehen Sie den Sinn und die Bedeutung Seines Todes?“

„Nein,“ antwortete er.

„Dann will ich versuchen, Ihnen eine Erklärung darüber zu geben. Stellen Sie sich vor, ich hätte meinen Bruder mutwillig ums Leben gebracht und wäre infolge dessen verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden. Das Gericht hätte mich für schuldig erklärt und zum Tode verurteilt. Würde jetzt der König wohl gerecht handeln, wenn er mich nach einem so schrecklichen Verbrechen straflos ausgehen ließe?“

„Nein, unmöglich, wenn er anders gerecht handeln wollte.“

„Sie haben Recht, er würde es nicht thun können. Meine Thränen, meine Reue, meine Versprechungen — nichts würde mehr helfen. Der König dürfte das Recht des Gesetzes nicht beugen. Er möchte vielleicht mein Schicksal beklagen und darüber betrübt sein, daß er mein Todesurteil unterzeichnen müßte, aber er könnte mich nicht ohne Strafe hingehen lassen. Er darf nicht nur Gnade walten lassen, auch die Gerechtigkeit muß erfüllt werden. Ebenso ist es mit Gott; Er ist barmherzig, aber auch gerecht, und Er kann den Sünder auf Grund Seiner Gerechtigkeit nicht freisprechen. Er muß diese ebenso gut beweisen wie Seine Gnade.“

„Aber wie kann dann überhaupt jemand errettet werden?“ unterbrach mich plötzlich mein Zuhörer, der bisher meinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Hören Sie weiter,“ erwiderte ich. „Denken Sie sich, Sie sähen mich, den gerechter Weise zum Tode verurteilten Mörder, die Treppe zum Schaffot hinaufsteigen; Sie erblickten den Scharfrichter, wie er mir den Strick um den Hals legte; Sie hörten meine letzten Bitten um Gnade und erwarteten im nächsten Augenblick mich an dem Galgen hangen zu sehen. Da plötzlich, gerade in dem Augenblick, da das Recht des Gesetzes erfüllt werden sollte, vernahmen Sie einen Ruf unter der versammelten Menge: „Gnade, Gnade! Der König hat ein Mittel gefunden, um das Leben des Mörders zu retten!“ und sähen zu Ihrem großen Erstaunen den einzigen Sohn desselben das Schaffot besteigen. Sie sähen, wie er seine prächtigen Kleider ablegte, dieselben mir gäbe und selbst die Kleider der Schande, die Kleider des Sträflings, anzöge, wie er den Strick von meinem Halse nähme und ihn sich selbst umlegen ließe. Sie hörten ihn zu mir sagen, ich solle seinen Platz in dem königlichen Palast einnehmen, und bemerkten dann, wie er sich dem Henker zur Hinrichtung übergäbe. Denken Sie sich, Sie sähen ihn an meiner Statt an dem Galgen hangen und sterben, was würden Sie dazu sagen? Würden Sie nicht überzeugt sein, daß ich jetzt gerettet wäre und frei ausgehen könnte? Würden Sie nicht, im Blick auf den eigenen Sohn des Königs, der freiwillig meine Strafe getragen hätte, zugeben müssen, daß die Gerechtigkeit in Bezug auf mein Verbrechen befriedigt sei, obschon durch das Opfer eines solch theuern Lebens? — Und

dies, mein Freund, ist nur ein schwaches Bild von dem, was Gott in Seiner wunderbaren Liebe für den Sünder gethan hat. Um Sie und mich erretten zu können, gab Er Seinen einzigen Sohn in den Tod. Christus kam freiwillig auf diese Erde hernieder, machte sich selbst zu nichts und trug den Fluch der Sünde, den wir verdient hatten. Auf dem Kreuze hat Er alles für uns gut gemacht. Gott kann jetzt gerecht sein und alle für gerecht erklären, die an Jesum glauben. Gott schaut das Kreuz an und sagt: „Dort strafte ich den Sünder, weil mein einziger Sohn die Strafe der Sünden trug. Dort habe ich Ihn zerschmettert, um den Sünder nicht für alle Ewigkeit verdammen zu müssen.“ Christus hat mit Seinem kostbaren Blute das Lösegeld bezahlt, und der verlorene Sünder, der mit völligem Vertrauen zu diesem Opfer seine Zuflucht nimmt, ist jetzt frei.“

Ich schwieg und verließ bald darauf den Kranken, der, in tiefes Nachdenken versunken, mein Weggehen kaum zu bemerken schien. Als ich am nächsten Morgen zurückkehrte und das Krankenzimmer betrat, wurde mir ein so freundliches Willkommen entgegengerufen, wie ich es selten gehört habe. Das Gesicht des alten Schuhflickers glänzte vor Freude und Glück, und mit tiefbewegter, zitternder Stimme sagte er: „Gott sei Dank! ich bin jetzt auf der andern Seite. Ich bin für ewig errettet, und zwar durch den Glauben an das Blut Jesu Christi. Ja, Sie hatten Recht; meine vermeintlich guten Werke waren weniger wert als nichts, und meine Gerechtigkeit war vor den Augen Gottes ein unflätiges Kleid.“

Unsre Unterhaltung war gesegnet gewesen. Er hatte seine völlige Unfähigkeit eingesehen, irgend etwas

Gutes zu thun, und sich bedingungslos dem Herrn übergeben. Und jetzt erfüllte ein namenloses Glück sein Herz. Wenige Monate nachher verließ er diese Erde, um für allezeit bei dem Herrn zu sein. Aber sein Glaube und sein Vertrauen blieben ungetrübt bis ans Ende.

Mein lieber Leser, auf welcher Seite des Striches befindest du dich? Bist du auch noch auf der verlorenen Seite? O dann eile doch zu Jesu! Er allein kann dich auf die andere Seite bringen. Es giebt keinen andern Weg, kein anderes Mittel. „Es ist in keinem Andern das Heil; denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir müssen errettet werden.“ (Apostelg. 4, 12.)

Der errettete Dieb.

Zu der Zeit, in welche unsre Erzählung fällt, wütete die Cholera schrecklich in London. Der Tod suchte massenweise seine Opfer. Ganze Häuser, ja, selbst ganze Straßen wurden entvölkert. Angst und Verzweiflung bemächtigten sich fast aller Gemüther. Wer gestern noch den Vatten, die Vattin, den Bruder oder die Schwester beweint hatte, wurde heute vielleicht selbst eine Beute des unerbittlichen Todes.

Es war Nacht. In den Straßen der Stadt herrschte eine unheimliche Stille, die nur selten durch den Fußtritt eines verspäteten Wanderers unterbrochen wurde. In einem der entlegeneren Stadttheile bemerkte man einen Mann, der raschen Schrittes vorwärts eilte, bis er an einem Hause anlangte, dessen Thür sich nach einem leisen Klopfen öffnete. Ein Diener erschien auf der

Schwelle und, den Hausherrn erkennend, begrüßte er ihn mit den Worten:

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Herr M.! Es ist aber doch keine Kleinigkeit, bis zu einer solch späten Stunde Krankenbesuche zu machen.“

„Gott hat mich gestärkt,“ erwiderte der Angeredete, indem er seinem Zimmer zuschritt und sich hier mit allen Zeichen der Erschöpfung in einen Lehnstuhl warf. Der Diener holte Schlafrock und Pantoffeln herbei.

Da Herr M. unverheiratet war, so war der Diener der einzige Gesellschafter im Hause, aber auch ganz geeignet, seinem Herrn, dem er mit treuer Liebe anhing, jeden andern Freund zu ersetzen. Flugs war das schon längst zugerichtete Abendbrot aufgetragen, und Herr M. schickte sich an, sich für seine langen Strapazen zu entschädigen. Während er aß, traten die traurigen Szenen, denen er an den Krankenbetten begegnet war, noch einmal vor sein Auge. Er hatte das menschliche Elend in seiner schrecklichsten Gestalt gesehen und die schmerzlichen Seufzer der Sterbenden vernommen. Ach, wie groß war die Zahl derer, welche von dem unerbittlichen Tode hinweggerafft wurden, ohne daß man ihre Errettung durch das Blut Christi hoffen konnte! Herr M. war schon seit langer Zeit unermüdlich thätig, den armen Unglücklichen die frohe Botschaft von Jesu, dem Heilande der Sünder, zu bringen, und Gott hatte ihn reichlich gesegnet und gestärkt. Heute aber schien es, als wenn er dem ihn umgebenden Jammer auch erliegen sollte. Eine völlige Erschlaffung seiner Kräfte hatte der bisherigen Aufregung Platz gemacht, und langsam sank der Kopf auf die Brust herab. Mit geschlossenen Augen saß er lange regungslos da. Plötzlich wurde er durch ein

starkes Klopfen an die Hausthür aus seinem Sinnen aufgeschreckt.

Im nächsten Augenblick trat der Diener ein und meldete einen Fremden, der unten im Vorzimmer warte, und dringend verlange, daß Herr M. ihn zu einem Sterbenden begleiten möge.

„Dazu bin ich jetzt außer Stande,“ entgegnete dieser; „sage dem Manne, er möge morgen früh wiederkommen.“

„Das habe ich bereits gethan,“ bemerkte der Diener; „allein der Fremde will sich nicht abweisen lassen und behauptet, er dürfe und könne ohne Ihre Begleitung nicht zurückkehren.“

Herr M. ging ins Vorzimmer. Allein wie sehr war er überrascht, als ihm ein riesenhafter Mensch von sehr verdächtigem Aussehen entgegentrat und seine Bitte in der dringendsten Weise wiederholte. Der seitherigen Erschöpfung folgte eine nicht zu verbergende Furcht. Als der Fremde dies bemerkte, sagte er ruhig:

„Mein Aussehen mag nicht sehr vertrauenerweckend sein. Ich würde auch, wenn es sich um meine Person handelte, kein solches Ansinnen an Sie stellen. Allein ich stehe hier im Namen eines Freundes, der mit dem Tode ringt und nicht sterben kann, bevor er mit Ihnen gesprochen hat. Und darum bitte ich Sie inständig, ja, ich bitte Sie im Namen Ihres Gottes, mir zu folgen. Ich darf nicht ohne Sie zurückkehren.“

„Es ist mir unmöglich,“ erwiderte Herr M., noch immer mit einer inneren Angst kämpfend.

„Ich beschwöre Sie, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen,“ bat der Fremde wieder. „Wenn Sie einem Manne, wie mir, noch einigen Glauben schenken,

so nehmen Sie die Versicherung an, daß Ihnen kein Unheil widerfahren wird, und daß Sie sicher und wohlbehalten wieder in Ihre Wohnung geleitet werden sollen."

Schweigend und unschlüssig stand Herr M. dem Manne gegenüber. Da näherte sich der Diener und flüsterte ihm die Worte ins Ohr: „Alle Haare auf Ihrem Haupte sind gezählt. Der Herr wird Sie stärken; darum folgen Sie mit vollem Vertrauen. Ihr Leben steht in Seiner Hand."

Noch einige Augenblicke zögerte er. Menschenfurcht und Gottvertrauen stritten um die Herrschaft. Doch nach und nach wich die Angst; der Glaube siegte, und mit fester Stimme sagte er:

„Ich folge Ihnen, mein Freund, im Namen des Herrn."

Schon in der nächsten Minute schritten die beiden Männer einem Teile der Vorstadt zu, der unserm Freunde gänzlich unbekannt war. Der Fremde, welcher schweigend voranging, schien indes mit jeder Straße, mit jeder Gasse vertraut zu sein, und schritt, ungeachtet der Dunkelheit, so sicher vorwärts, als wenn er seine halbe Lebenszeit dazu verwandt hätte, alle Winkel dieses Stadtteils kennen zu lernen. Nach einer langen Wanderung blieb er vor den Trümmern eines alten Gemäuers stehen und sagte zu seinem Begleiter in gedämpftem Tone: „Wir sind am Ziele." Dann schritt er einer Höhlung zu, öffnete hier eine Fallthür und ließ einen schrillen Pfiff vernehmen; dieses hatte zur Folge, daß sich unten in der Oeffnung ein Lichtschimmer zeigte und eine Strickleiter beleuchtete, die nach unten in die Tiefe führte. Der Führer stieg hinab, indem er Herrn M. aufforderte, ihm zu folgen. Noch einmal traten Furcht und

Schrecken in ihrer ganzen Macht vor die Seele des guten Mannes; die zitternden Füße schienen ihm den Dienst versagen zu wollen. Doch nur einen Augenblick — und er fühlte die ganze Kraft der Nähe Gottes. „Alle Haare auf Ihrem Haupte sind gezählt,“ wiederholte er leise und setzte mutig den Fuß auf die schwankende Leiter, deren Ende der Führer bereits erreicht hatte. Langsam schritt dieser jetzt durch einen langen Gang voraus. Endlich erreichte man eine Art Thür, die den Eingang zu einem geräumigen Gemach bildete, das mit Menschen verschiedenen Geschlechts und Alters angefüllt war. Man kann sich das Erstaunen unsers Freundes denken, als er sich in einer Gesellschaft sah, die offenbar den Auswurf der Menschheit bildete und die sich, um dem Auge der Polizei zu entgehen, dieses Versteck ausgesucht hatte.

Als er eintrat, verstummte plötzlich jedes Geräusch; stillschweigend folgte er dem Führer in einen Winkel, wo ächzend und, wie es schien, mit dem Tode ringend, ein Mensch lag, der das Bild des tiefsten Elends, welches das ganze Gewölbe zur Schau trug, vollendete. Es konnte ein Mann in den fünfziger Jahren sein. Die mageren, fast fleischlosen Hände lagen auf einigen Lumpen, welche die Stelle der Decke vertraten. Das halb gebrochene Auge starrte glanzlos im Zimmer umher.

Herr M. näherte sich dem Kranken und fragte mit sanfter Stimme: „Haben Sie mich rufen lassen, mein Freund?“

Der schnelle Gang des Atems schien plötzlich zu stocken, und lange starrte der Sterbende den Sprecher an, als wolle er sich überzeugen, ob es wirklich der Erwartete sei. Dann rang er mit einem Ausdruck der tiefsten Verzweiflung die hageren Hände und preßte mühsam die Worte hervor:

„Ich bin ein böser — Mensch. — Ich habe Schandthat auf Schandthat, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft. — Ich habe Gott gelästert. — Ich habe allen menschlichen Gesetzen Hohn gesprochen. — Aber nun — ach! — nun muß ich sterben — sterben — und ich kann nicht sterben. — Ja, es giebt einen Gott — einen gerechten Gott! — Und ich bin verstoßen — verdammt auf ewig!“

Ein erstickender Hustenanfall unterbrach ihn. Eine peinliche Stille füllte das Gemach. Herr M. stand noch immer schweigend vor dem Unglücklichen, aber eine Thräne, die über seine Wange rollte, verriet das tiefe Mitgefühl seines Herzens. Nach einer Weile begann der Kranke ruhiger zu werden und fuhr fort:

„Schon vor sechs Wochen habe ich vor dem strengen Gott gezittert, an den ich nie glaubte. Damals kam ich in Ihr Stadtviertel. Ich sah, wie mehrere Menschen nach einem Hause eilten, wo sie sich in einem großen Saale versammelten. Ach, ich wollte stehlen; ich wollte die Taschen der Leute leeren. Da hörte ich Sie predigen. Ihre Worte trafen mein Herz; ich glaubte, sie seien alle auf mich gemünzt gewesen. Alles, was Sie sagten, paßte auf mich. Und als Sie von dem schrecklichen Gericht sprachen, das den Sünder unvermeidlich trifft, da vergaß ich die Absicht meines Kommens. Mir war es, als versänke der Boden unter meinen Füßen, und so kam es, daß ich den zweiten Teil Ihrer Predigt nicht verstand. Und doch haben Sie da etwas gesagt; o wenn ich es doch verstanden hätte! Das klang so tröstlich; aber es war nicht für mich. — Nein, nein, ich bin verstoßen auf ewig! Gott ist gerecht!“

„Können Sie mir nicht sagen,“ fragte Herr M. be-

wegt, „über welchen Text ich an jenem Abend predigte?“

Lange sann der Kranke nach; endlich sagte er: „Ich glaube, Sie sprachen von jemand, der gekommen ist, um — um —“

„Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten.“

„Ja, ja, das ist's, das ist's," rief der Kranke.

„Das ist aber gerade etwas für Sie," hob Herr M. an; „Sie hören, daß dieser Jesus, der geliebte Sohn Gottes, in die Welt gekommen ist, um Sünder zu erretten. Er hat für Gottlose und Verlorne Sein Leben dahingegeben. Auch für Sie ist Er gekommen, um Ihnen Ihre vielen Sünden aus Gnade und Erbarmen zu vergeben und Ihnen die ewige Seligkeit zu schenken.“

„Ach nein, nein!" jammerte der Kranke. „Meine Sünden sind zu groß; meine Thaten sind himmelschreiend. Aber fahren Sie fort, guter Mann! Ihre Worte thun so wohl, so wohl.“

Jetzt war unser Freund an seinem Plaze. Hier war das zerschlagene Herz eines armen Sünders, eines Sünders, der keine Gelegenheit hatte, um etwas, wenn es überhaupt möglich wäre, wieder gut zu machen. Die Gnade Gottes hatte das Gewissen berührt und in Seinem Licht die Ungerechtigkeiten des Herzens erkennen lassen. Er erzählte ihm die Geschichte des Räubers am Kreuze, und mit ernstern und ergreifenden Worten pries er die Gnade Gottes, welche, so groß und abscheulich auch die Sünden sein mögen, überströmend geworden ist und jedem verlorenen Sünder bedingungslos angeboten wird. Wie lauschte der Kranke! War dieses Wahrheit, dann, ja, dann war noch Hoffnung auch

für ihn, den großen Verbrecher. Lange zwar schien nichts imstande zu sein, die Zweifel bannen und den Jammer des Herzens stillen zu können. Aber als der Tod herannahte, da verriet der matte Druck der erkaltenden Hand die glückliche Veränderung des Herzens. Eine selige Ruhe verbreitete sich über die bleichen Züge, und allen vernehmbar sagte der Sterbende: „Dank, o Jesu — ich bin gerettet!“ Noch wenige Minuten, und ein begnadigter Verbrecher war eingegangen in die Wohnung, die Jesus den Seinen bereitet hat.

Eine feierliche Stille herrschte in dem Gewölbe. Kaum hörte man einen Atemzug. Niemand wagte das tiefe Schweigen zu brechen; aller Blicke waren zu Boden gesenkt, und manches Auge verriet durch seine Thränen, wie sehr das eigene Herz berührt war. Unser Freund erhob sich und richtete ernste und eindringliche Worte an die ihn umgebende Menge. In flehendem Tone bat er sie, doch ein Leben aufzugeben, dessen Ende entsetzlich sei. Auf den eben heimgegangenen Kameraden hinweisend, zeigte er, wie der gnadenreiche Heiland auch in diesem Raume eingekehrt sei und Erlösung und Vergebung aller Sünden jedem Reuigen anbiete. Hier und da hörte man ein unterdrücktes Schluchzen, und mancher, der noch vor kurzem den Eintretenden mit frechem Blick gemustert hatte, sah jetzt beschämt und niedergeschlagen zu Boden. Endlich mahnte der Führer den Prediger zum Aufbruch.

„Nun, meine Freunde,“ schloß dieser, indem er Hut und Stock ergriff, „wie jetzt der Morgen zu tagen beginnt, so bricht einmal für uns alle ein großer Tag an, an welchem wir vor dem Richterstuhl Christi erscheinen müssen. Möge es der Gott, der mich unter Euch geführt hat, Euern Herzen schenken, Gnade und Vergebung

zu suchen, so lange es noch „heute“ heißt, um dadurch dem ewigen Tode zu entgehen und ewiges Leben zu ernten. Lebet wohl!“

Fast alle Anwesenden drückten dem Scheidenden mit tiefer Bewegung die Hand. Draußen begann schon der Tag zu grauen, und mit eilendem Schritte folgte Herr M. dem Führer, der nicht selten durch tiefe Seufzer verriet, wie sehr auch sein Herz getroffen war. Nach einer halben Stunde war das Ziel des Weges erreicht. Als der Führer Abschied nahm, rollte eine Thräne in seinen dichten Bart, und mit tiefer Rührung flüsterte er: „Sie werden von mir hören.“

Mit welcher Freude der treue Diener dieses Mal die Thür öffnete, ist kaum zu beschreiben; und als sein Herr mit kurzen Worten das Vorgefallene berichtet hatte, rief er aus:

„Ich wußte, daß der Herr Großes im Sinne hatte. Nie habe ich mit solch seligem Gefühl für Sie beten können wie dieses Mal.“

„Und wie sehr hat der Herr meinen Unglauben beschämt,“ fügte Herr M. hinzu.

Mehrere Wochen waren verflossen, als jener Führer in einem Briefe meldete, daß er und viele seiner Gefährten zu einem ordentlichen Leben zurückgekehrt seien. So groß die Freude des treuen Dieners Gottes über diese Mitteilung war, so wurde sie doch noch ungleich größer, als mehrere von ihnen in seiner Wohnung einkehrten und mit Thränen der innigsten Dankbarkeit bezeugten, daß der Herr Großes an ihrer Seele gethan und ihre Sündenschuld auf ewig getilgt habe.



Kein anderer Name.

Vor der Thür seiner Hütte saß ein blinder Mann und — las in seiner Bibel. Wie? ein Blinder las? Das ist doch wohl nur ein Scherz. — Keineswegs. Freilich mit den Augen las er nicht; aber mit den Fingern. — Mit den Fingern? — Allerdings. Da die Blinden meistens ein außergewöhnlich scharfes Gefühl haben, so hat man für diese Unglücklichen Bücher mit erhabenen Buchstaben drucken lassen. In unglaublich schneller Zeit merken sie sich die verschiedenen Formen und bringen es darin bis zu einer solchen Fertigkeit, daß ihre Finger schnell die Zeilen verfolgen und ihr Mund ebenso

schnell Silben, Worte und Sätze auszusprechen imstande ist. Allerdings gehört dazu viel Übung und viel Geduld.

Doch nun werden es mir meine jungen Leser aufs Wort glauben, daß jener vor seiner Hütte sitzende Blinde in seiner Bibel las. Etliche Personen, alte und junge, standen in seiner Nähe und hörten ihm mit Verwunderung zu. Durch Neugierde herbeigeloct, näherte sich auch ein Herr, der des Weges kam, und erreichte den Platz gerade in dem Augenblick, als der Blinde, welcher Apostelgeschichte 4 las, die lestgelesene Stelle, vielleicht aus Unvorsichtigkeit, verloren hatte. Während er nun mit seinen Fingern suchend über die erhabenen Zeilen glitt, wiederholte er zum Destern die Worte: „Kein anderer Name — kein anderer Name — kein anderer Name!“

Etliche der Umstehenden lachten über die Verwirrung des Blinden; aber der fremde Herr verließ, in tiefes Nachdenken versunken, alsbald den Platz. Seit etlichen Wochen hatte Gott in Seiner Gnade das Gewissen dieses Mannes berührt und in ihm die Ueberzeugung geweckt, daß er ein Sünder sei; und vergeblich hatte er diesen und jenen Weg eingeschlagen, um Frieden und Ruhe für sein Herz zu finden. Seine religiösen Übungen, seine guten Vorsätze, seine veränderte Lebensweise — nichts war bisher imstande gewesen, sein Gewissen von seiner unerträglichen Bürde zu befreien und sein Herz wahrhaft glücklich zu machen.

In dieser Gemütsstimmung hatte er sich dem Blinden genähert; und wie die Klänge einer feierlichen Musik hatten die Worte sein Ohr berührt: „Kein anderer Name!“ — Und als er seine Wohnung erreichte und sich zur Ruhe begab, da drangen immer wieder gleich

fernem Glockengeläute die Worte in seine Seele: „Kein anderer Name — kein anderer Name — kein anderer Name!“ Und je länger er über diese wunderbaren Worte nachdachte, desto mehr dämmerte das Licht der Gnade in sein unruhiges Herz hinein, so daß er endlich in Wonne und Entzücken ausrief: „Jetzt begreife ich's, jetzt sehe ich's! Ich habe meine Rettung gesucht in meinen eigenen Werken, in meiner Buße, meinen Gebeten, meiner Besserung. Ich erkenne jetzt deutlich meinen Irrtum. Jesus allein kann retten und selig machen. Zu Ihm will ich emporblicken. Außer Ihm giebt es keinen Weg des Heils; denn „es ist kein anderer Name — kein anderer Name — kein anderer Name unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir müssen errettet werden.“ (Apostelgesch. 4, 12.)

Der Kämmerer aus dem Mohrenlande.

(Apostelgeschichte 8, 26—40.)

Das war ein vornehmer Mann, ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Kandace im Mohrenlande! Er war ein geborner Heide; aber er wußte, daß es mit den Götzen nichts war. Und gewiß ist der recht blind, welcher ein Stück Holz, oder ein Bild von Gold oder Silber, oder ein Tier anbetet. Solcher Götzenanbeter oder Heiden giebt es aber auch jetzt noch sehr viele in der Welt, und darum sendet der Herr Jesus, der immer reich an Gnade und Liebe ist, Seine Boten zu ihnen. Er will nicht, daß die armen, blinden Heiden in ihrer

Finsternis bleiben sollen. Und Er hat schon sehr vielen unter ihnen die Augen und das Herz geöffnet. Sie haben die Wahrheit kennen gelernt und haben an ihrem eigenen Herzen erfahren, daß Jesus der wahre Heiland ist. Und jetzt freuen sie sich in dem geliebten Herrn, der alle ihre Sünden getilgt hat, und preisen Seinen heiligen Namen. Sie sind jetzt weit glücklicher als so viele Namenchristen, welche zwar keine Götzen anbeten, aber dennoch den wahren Gott nicht kennen; ja, weit glücklicher als alle jene, welche den Namen Christi tragen, aber noch nicht bekehrt sind. Sind sie nicht auch glücklicher als du, mein junger Leser?

Der Rämmerer war also kein Gözendiener mehr. Er hatte den einigen und wahren Gott kennen gelernt und war nach Jerusalem gekommen, um dort anzubeten. Jetzt befand er sich auf dem Rückwege. Er saß auf seinem Wagen und las im Propheten Jesaias. (W. 28.) Der Weg, welchen er zog, war einsam und öde; aber Gott war da. Er sah den Rämmerer auf seinem Wagen, und Er wußte auch, warum er in der Heiligen Schrift las. Der Rämmerer erkannte wohl, daß es nur einen wahren Gott gab; aber Er kannte den Herrn Jesum noch nicht. Und wer Ihn nicht kennt, der weiß auch mit seinen Sünden nicht zu bleiben. Doch wie groß ist die Liebe Gottes! Dieser einsame Reisende wurde in der Wüste nicht von Ihm vergessen. Und sicher sah Er, daß dieser Mann wegen seiner Sünden bekümmert war. Wer anders aber kann solch ein bekümmertes Herz trösten, wer anders kann die Sünden wegnehmen als Gott? Und dies zu thun ist Seine Freude, wie wir auch hier sehen.

„Aber ein Engel des Herrn redete zu Philippus

und sprach: Stehe auf und gehe gen Süden auf den Weg, der von Jerusalem nach Gaza hinabführt; derselbe ist öde." (V. 26.) Dieser Philippus war ein Diener des Herrn und verkündigte das Evangelium. Er war auch ein sehr bereitwilliger Diener; denn er stand gleich auf und ging hin. (Vers 27.) Er fragte nicht lange: Was soll ich auf diesem öden Wege thun, wo ja doch kein Mensch wohnt? Er gehorchte. Und als er an den Ort kam, da sah er den Wagen und den Kämmerer auf ihm. „Und der Geist sprach zu Philippus: Tritt hinzu und schließe dich diesem Wagen an." (V. 29.) Als nun Philippus ganz nahe gekommen war, hörte er, daß der Kämmerer den Propheten Jesaias las, und er fragte ihn: „Verstehst du auch, was du liest? Er aber sprach: Wie könnte ich denn, wenn nicht jemand mich anleitet? Und er bat den Philippus, daß er aufsteige und sich zu ihm setze." (V. 30. 31.)

Wie gefällt euch diese Antwort des Kämmerers, meine jungen Freunde? Nicht wahr, dieser vornehme Mann war ein demütiger Mann. Er mochte wohl vieles in der Welt gelernt haben, aber was er hier im Propheten Jesaias las, das verstand er nicht. Und so geht es allen Leuten, die noch nicht errettet sind: aber nicht alle bekennen es, nicht alle sind so demütig wie dieser Mann. Viele denken: Ich verstehe die Stelle im Jesaias, welche der Kämmerer dort las, ganz gut; aber wenn das wäre, so würden sie nicht länger in ihren Sünden vorangehen und unbefehrt bleiben können. Vielleicht magst auch du, mein junger Leser, denken: Ich habe diese Stelle schon oft gehört und selbst gelesen, und ich weiß auch, von wem da die Rede ist. Aber ich sage dir: Bist du noch unbefehrt, dann hast du sie noch nie recht

gehört und noch nie recht verstanden. Es sind aber in der That sehr liebliche und köstliche Worte, und wer über seine Sünden bekümmert ist, wie es dieser Kämmerer war, der findet großen Trost darin. Sie lauten also:

„Er that Seinen Mund nicht auf, gleich dem Lamm, welches zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Schaf, das stumm ist vor seinen Scherern. Er ist hinweggenommen aus der Angst und aus dem Gericht. Und wer wird Sein Geschlecht aussprechen? denn Er wurde abgeschnitten aus dem Lande der Lebendigen: wegen der Uebertretung meines Volkes hat Ihn Strafe getroffen.“ (Jes. 53, 7. 8.)

So lautet die schöne Stelle im Propheten Jesaias; und der Kämmerer sprach zu Philippus: „Ich bitte dich, von wem sagt der Prophet dieses? von sich selbst oder von einem andern? Philippus aber that seinen Mund auf und, anfangend von dieser Schrift, verkündigte er ihm das Evangelium von Jesu.“ (B. 32—35.) Ja, mein lieber Leser, der Herr Jesus ist das Lamm, von welchem der Prophet hier spricht. Er wurde auf Golgatha zur Schlachtung geführt, und als Er ans Kreuz genagelt wurde, da war Er stumm, wie ein Lamm vor seinem Scherer. Er that Seinen Mund nicht auf. Warum aber starb Er? Warum vergoß Er Sein kostbares Blut. Er that es für Seine Feinde, für Sünder und Gottlose. Er that es, damit du und ich nicht ewig verloren sein möchten. Wäre Er nicht am Kreuze gestorben, so würde kein Mensch in den Himmel eingehen können. Er ist aber jetzt nicht mehr im Tode, sondern Er lebt. Er ist auferstanden und sitzt zur Rechten Gottes. Und alle, welche jetzt von Herzen an Ihn

glauben, finden Vergebung ihrer Sünden und ewige Seligkeit.

Dies, und noch viel mehr, wird Philippus dem Kämmerer von dem Herrn Jesu gesagt haben. Und der Kämmerer glaubte und wurde getauft; und darnach zog er seinen Weg mit Freuden. Sein Kummer zog nicht weiter mit ihm; aber der Herr Jesus begleitete ihn jetzt. Er brauchte auch nicht wieder nach Jerusalem zu kommen, um Ihn dort zu suchen; Er ging mit ihm ins Mohrenland.

Ja, wer den Herrn Jesum gefunden hat, der hat für immer einen treuen Begleiter. Wer an Ihn glaubt, der kann stets mit Freuden durch dieses Leben gehen. Er hat auch den Tod nicht mehr zu fürchten, weil er zu Jesu in die ewige Herrlichkeit geht. Glückliche Seele, die Ihn gefunden hat! Der Herr wolle auch euch, meine lieben jungen Freunde, recht bald mit diesem Glück erfreuen!

Der Apfel.

1.

Die kleine Susanne wurde eines Tages von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um einige Blumen zu holen. Draußen vor der Hausthür war ein Tagelöhner mit Holzhauen beschäftigt; und ein großer Haufen durchsägter Holzstücke lag bis an die oberste Stufe der steinernen Treppe aufgeschichtet. Die Kleine kletterte sorgfältig darüber hinweg und eilte dem Garten zu. Als sie aber zurückkehrte und, mit den Blumen in der Hand, denselben Weg gehen wollte, hob der Holzhauer sie freundlich auf und stellte sie in die Hausthür, indem er sagte:

„So, mein liebes Kind; ich fürchtete, Du würdest fallen, und das würde mir leid gethan haben.“

Susanne lächelte dem Manne einen freundlichen Dank zu, eilte dann zur Mutter, teilte ihr mit, wie gütig und freundlich der arme Holzhacker gegen sie gewesen sei, und bat um die Erlaubnis, ihm etwas schenken zu dürfen.

„Und was willst Du ihm denn schenken?“ fragte die Mutter.

„Ich dachte, ihm den schönen, roten Apfel zu schenken, den Du mir heute Morgen gegeben hast. Soll ich, Mama?“

„Gewiß, wenn Du willst,“ erwiderte die Mutter.

Und in geflügelster Eile kehrte Susanne zu dem Holzhacker zurück und brachte ihm den Apfel. Der alte Mann reichte dem freundlichen Kinde die raue Hand zum Danke hin und sagte:

„Aber was soll ich mit dem schönen Apfel machen, mein liebes Kind? Darf ich ihn meinem kleinen, armen Johann schenken?“

„Johann? Wer ist Johann?“ fragte Susanne.

„Es ist mein armer Knabe, der sich einmal gar schlimm verbrannt hat und ein Krüppel geworden ist. Als er noch ganz klein war, fiel er mit seinem Stühlchen um und fiel ins Feuer. Die Flammen ergriffen sein Kleidchen; und er wäre ein Kind des Todes gewesen, wenn er nicht durch sein Geschrei die Mutter herbeigerufen hätte. Er hat viel gelitten, der arme Junge, besonders seitdem die Mutter tot ist und ihn nicht mehr pflegen kann. Darf ich ihm den Apfel schenken?“

Das Kind nickte bejahend mit dem Kopfe und schritt

langsam ins Haus zurück. Ach, wie bedauerte sie den armen Johann! Nach einigem Nachdenken richtete sie die Frage an die Mutter, ob sie dem kleinen Johann ihr hölzernes Pferdchen mit dem roten Husaren darauf schenken dürfe. Und als die Mutter auch dieses bewilligte, flog sie wieder mit fröhlichen Schritten zu dem Holzhauer hin und rief:

„Hier, auch dieses Pferdchen und diesen Husaren kannst Du dem kleinen Johann bringen. Es thut mir sehr, sehr leid, daß der arme Junge sich so schlimm verbrannt hat.“

Ehe noch der Alte seinen Dank sagen konnte, war die Kleine verschwunden. Als nun der Abend gekommen war, eilte er seiner Hütte zu. Der arme Krüppel saß, bereits seiner harrend, am Fenster und empfing ihn mit offenen Armen. Wie aber leuchteten die Blicke des Kindes, als der Vater die mitgebrachten Geschenke vor ihm auf den Tisch hinstellte und ihm von der kleinen, freundlichen Geberin erzählte! Wie gern wäre er zu ihr gelaufen, um ihr zu danken! Lange starrten seine Blicke den schönen, roten Apfel an. Allerlei Gedanken schienen seinen kleinen Kopf zu durchkreuzen. Dann aber blickte er zum Vater empor und sagte:

„Nun weiß ich, was ich mit dem Apfel machen werde. Ich werde ihn dem bösen Knaben drüben schenken, der so oft ans Fenster kommt und mir dann allerlei Gesichter schneidet und seinen Kopf auf die eine Schulter drückt, um meiner zu spotten, weil ich die Brandflecken im Gesicht trage und meinen Kopf nach einer Seite neige. Was sagst Du dazu, Vater, soll ich es thun?“

„Ach! Du meinst den Jakob Neumann da drüben, den ich noch vor etlichen Wochen vom Fenster jagte,

weil er, um Dich zu fränken, allerlei böse Streiche trieb. Ich meine, Du könntest ihn eben nicht sehr lieb haben."

"Ich haßte ihn früher," versetzte Johann. "Ich konnte es nicht ertragen, daß er mich über eine Sache verspottete, die mich ohnehin unglücklich genug macht, und die ich doch nicht zu ändern vermag. Aber als Du neulich in dem Worte Gottes lasest, daß der Herr Jesus für Seine Feinde gebetet und auch Seine Jünger aufgefodert habe, ihre Feinde zu lieben, da dachte ich, daß der Haß in meinem Herzen etwas gar Böses sei. Ich mußte weinen, als ich darüber nachsann; denn ich sah wohl ein, daß ich von Natur nichts besser bin als Jakob. Da habe ich zum Herrn Jesu gefleht, Er möchte doch den Haß aus meinem Herzen wegnehmen; und von dieser Zeit an konnte ich meinen Feind lieben. Und oft wünschte ich, etwas zu haben, um ihm meine Liebe beweisen zu können. Und weißt Du, Vater, jetzt hat mir der Herr Jesus einen Apfel geschenkt; den will ich Jakob geben und ihm zeigen, daß ich keinen Haß mehr in meinem Herzen habe, obwohl er mir vielen Kummer bereitet hat."

Der Vater sagte nichts, sondern wandte sich von dem lieben Kinde ab, um eine Thräne aus seinem Auge zu wischen. Nie aber waren beider Herzen glücklicher gewesen als an diesem Abende; und nie war dem armen Krüppel das Wort Gottes, welches der Vater wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen las, so trostreich wie dieses Mal.

2.

Am folgenden Tage saß Johann wieder am Fenster und gab genau acht, ob sich der böse Jakob nicht auf

der Straße zeigen werde. Er sollte nicht lange warten. Kaum sah er den Buben in wilden Sprüngen daher rennen, so winkte er ihm, näher zu kommen. Jakob kam; die Einladung schien ihn ein wenig zu befremden.

„Hier habe ich einen schönen, roten Apfel, Jakob; den will ich Dir schenken,“ rief Johann ihm freundlich entgegen und reichte ihm den Apfel hin. Der also Angeredete errötete tief. Johann hatte in der That feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt, wie das Wort Gottes sagt. Entschieden weigerte sich Jakob, den Apfel anzunehmen; denn er fühlte jetzt lebhaft, wie unrecht er an dem armen Kinde gehandelt hatte. Aber Johann redete ihm so freundlich zu, daß er nicht länger widerstehen konnte und nach langem Zögern den Apfel annahm. Augenscheinlich hatte diese Handlung eine tiefe Wunde in dem Herzen Jakobs geschlagen. „Wie kann“, dachte er, „Johann in dieser Weise gegen mich verfahren, da ich ihm bisher nur Böses erzeigt habe? Es thut mir leid, den Apfel genommen zu haben; denn wie selten wird der arme Junge einen solchen bekommen. Ich wollte, er nähme ihn zurück.“

Doch alles war umsonst; Johann nahm den Apfel um keinen Preis zurück, und Jakob schlich schweigend nach Hause. Es war ihm sonderbar zu Mute, und seine Geschwister staunten nicht wenig, als er sie herbeirief und den schönen, roten Apfel unter sie verteilte. Sie erinnerten sich nicht, je etwas von ihm erhalten zu haben. Und von dieser Zeit an war auch sein Benehmen gegenüber dem armen Krüppel ein ganz anderes. Wie hätte er den unglücklichen, gebrechlichen Knaben ferner noch verspotten können? Vielmehr rief er ihm, wenn er zufällig an dem Fenster vorbeiging, einen freundlichen Gruß zu.

Allein damit begnügte sich Jakob nicht. Lange sann er hin und her, ob er dem kranken Johann nicht irgend eine Freude bereiten könnte; und endlich kam er auf den Einfall, durch das Sammeln von Holzspänen sich etliche Groschen zu verdienen. Gedacht, gethan. Er griff alsbald das Werk mit Eifer an, sammelte und verkaufte zwei Körbe voll solcher Späne und kaufte für den Erlös Nüsse und Pflaumen, die er mit freundlichem Lächeln dem armen Krüppel brachte. Zum ersten Mal in seinem Leben genoß er die Freude des Wohlthuns. Er ergriff die Hand des leidenden Knaben und fragte ihn mit tiefer Rührung, ob er ihm denn auch gar nichts mehr nachtrage. Lange dauerte es, ehe sich Johann von seinem freudigen Erstaunen so weit sammeln konnte, um Antwort geben zu können. Endlich brach er in die Worte aus:

„O ich haßte Dich schon lange nicht mehr; jetzt aber liebe ich Dich doppelt. Du bist ein guter Knabe.“

„Aber wie konntest Du freundlich gegen mich sein, da ich Dich doch so oft verspottet hatte?“ sagte Jakob.

„Der Herr Jesus hat mich's gelehrt,“ erwiderte Johann lächelnd. „Früher war mein Herz voll Bitterkeit gegen Dich; und ich murrte auch darüber, daß ich nicht, wie andere Knaben, auf der Straße umherlaufen konnte; aber mein guter Vater las jeden Abend laut in seiner Bibel; und da habe ich Dich und alle Menschen lieben gelernt; und ich murre auch nicht mehr, weil ich weiß, daß alles gut für mich ist.“

„Wie? Du lerntest das aus der Bibel?“ fragte Jakob erstaunt.

„Ja, ich lernte aus ihr, daß alle Menschen von Natur Sünder und auf dem breiten Wege zur Verdammnis

sind, und daß der Herr Jesus vom Himmel gekommen und für die verlorenen Sünder am Kreuze gestorben ist und ihre Sünden getragen hat. Ach! Du glaubst nicht, wie viel Er von den Menschen, die Er erlösen wollte, zu leiden hatte; aber Er war so geduldig wie ein Lamm und betete sogar für Seine bittersten Feinde. Und ich fühlte, daß ich ein Sünder war, daß Er auch um meinetwillen am Kreuze gehangen und auch für mich gebetet hat. Siehst Du, da konnte ich nicht länger böse auf Dich sein. Ich betete zu Ihm; da wurde ich ganz glücklich; und bald haßte ich Dich gar nicht mehr.“

Jakob war sehr ernst geworden. Er hatte fast nie in der Bibel gelesen; nie hatten ihn seine Eltern dazu angehalten. Nach einer längeren Pause hob er an:

„Liest Du oft in der Bibel, Johann?“

„Ach nein; das Lesen wird mir sehr schwer,“ sagte der Krüppel traurig; „aber mein Vater liest jeden Morgen und jeden Abend darin, und ich höre zu.“

„Darf ich denn, wenn ich Zeit habe, kommen und Dir vorlesen?“ fragte Jakob.

Wie glänzte da das Auge des armen, gebrechlichen Knaben! Mit Rührung drückte er dem neuen Freunde die Hand. Einen erfreulicheren Vorschlag hätte Jakob ihm schwerlich machen können; und es wurde beschlossen, jeden Nachmittag ein Kapitel gemeinschaftlich zu lesen.

Jakob hielt Wort. Von jetzt an sah man ihn oft an der Seite seines armen Freundes. Das Lesen des Wortes Gottes schien bei ihm nicht ohne gesegnete Früchte zu bleiben. Der früher so mutwillige, bözartige Bube zeigte sich fortan freundlich und gefällig gegen jedermann. Aber als der Frühling mit seinen Sängern

und Blumen kam, ging er mit dem Plan um, für seinen kranken Freund einen Vogel zu fangen, der ihn durch seine herrlichen Lieder erfreuen könne. Aber Johann schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein, nein, Jakob! Beraube die lieben Tierchen ihrer Freiheit nicht. Siehe, ich bin seit langer Zeit dran gewöhnt, im Hause zu sitzen, und doch sehne ich mich oft hinaus in den schönen Wald. Wie viel schwerer würde es für die armen Vögel sein, die an Freiheit gewöhnt sind.“

Und Jakob brachte keinen Vogel. Aber mit leeren Händen mochte er nicht kommen. Darum suchte er sich die schönsten Blumen, grub sie mit ihren Wurzeln aus, pflanzte sie in einen Blumentopf und trug sie in das Zimmer seines Freundes. Daß durch solche Liebesbeweise das Band, welches beider Herzen umschlang, immer mehr befestigt wurde, werden meine jungen Leser gewiß gern glauben. Es thut mir leid, daß ich ihnen nicht mehr von diesen lieben Knaben erzählen kann. Aber ich weiß gewiß, daß, wenn der arme Krüppel gestorben ist, er jetzt selig ruht in den Armen des guten Hirten, der dieses verlorne Schäflein schon so früh gesucht und gefunden hat. Und eben so gewiß weiß ich, daß, wenn Jakob noch lebt und in Gemeinschaft mit Ihm wandelt, der sein hartes Herz weich gemacht hat, auch er glücklich ist und wachsen wird in der Gnade und Erkenntnis Gottes, seines Heilandes.

Zwei verschiedene Sterbebetten.

Einmal wurde ich bei Nacht, so schreibt ein Arzt, durch das heftige Geläut meiner Hausglocke aus dem Schlafe aufgeschreckt. Man rief mich zu einem Beamten, der in der Nachbarschaft wohnte und, wie der Bote sagte, plötzlich vom Schlage gerührt worden war. Er hatte mit einigen Freunden bis 2 Uhr nachts Karten gespielt; da trat unvermutet der Tod an ihn heran. Der Kranke verging fast vor Angst. Er konnte zwar kein Wort mehr sprechen, da seine Zunge gelähmt war, aber die Haare standen ihm zu Berge, und seine Augen stierten mich an mit einem Ausdruck des tiefsten Entsetzens. An Hülfe war nicht mehr zu denken. Noch in derselben Nacht hauchte er sein Leben aus; wahrlich, ein Ende mit Schrecken!

Ein anderes Mal stand ich an dem Sterbebett eines armen Leinewebers, den ich lange in meiner Behandlung gehabt und dessen Geduld in Not und Schmerzen ich oft bewundert hatte. Der Sterbende war still und froh. Ich hatte ihm nicht zu sagen gewagt, daß sein Ende nahe sei; aber er redete selbst davon, nicht mit Schrecken, sondern wie ein Kind, das sich auf das Wiedersehen der Mutter freut. „Ich bin getrost und glücklich“, sagte er, „denn meine Sünden sind mir vergeben, und ich gehe zu Jesu.“

So oft ich seitdem in trostarmen Krankenstuben den Tod am Bett stehen sehe, fällt mir der arme Leineweber und sein friedliches Sterben ein. Ja, ich habe seitdem auch Den kennen gelernt, der das Herz selbst in der Todesstunde mit Ruhe und seligem Frieden erfüllen kann; und dafür sei Sein gesegneter Name ewig gepriesen!

Des Waisen Trost.

Einer ist mir doch geblieben,
Der mich liebet warm, ja heiß!
Und ersetzt sind meine Lieben,
Seit ich von dem Einen weiß.

Nicht mehr fließen meine Thränen,
Seit der Eine zu mir kam;
Und gestillt ist all mein Sehnen,
Seit der Eine auf mich nahm.

Nun bin ich nicht mehr verlassen,
Und mein Herz ist nicht mehr schwer.
Treue Hände jetzt mich fassen,
Führen stets mich froh umher.

Reichlich werd' ich nun beschenkt,
Seit ich diesen Einen fand;
Jederzeit Er mein gedenket,
Kommet nie mit leerer Hand.

Dieser Eine will mich pflegen,
Will mein Arzt und Helfer sein;
Will stets warm und weich mich legen,
Niemals läßt Er mich allein.

Alle Sorgen sind geschwunden,
Nie das Nöt'ge mir mehr fehlt,
Seit den Einen ich gefunden,
Seit den Einen ich erwählt.

Doch ihr werdet nun wohl fragen,
Wer denn dieser Eine ist?
Freudenvoll will ich euch sagen,
Daß Er heißet: Jesus Christ.

Das weiße Kaninchen.

1.

Vor der Thür einer Krämerbude in einer der engen, schmutzigen Straßen des Städtchens C. sammelten sich mittags und abends, sobald der Unterricht beendet war, regelmäßig eine Anzahl Knaben und Mädchen um den aus Latten roh zusammengezimmerten Käfig eines allerliebsten kleinen Kaninchens, das der Besitzer des Ladens dort zum Verkauf ausgestellt hatte. Schneeweiß von Farbe, stach es seltsam gegen seine schmutzige Umgebung ab. Es schien von den Unbilden der Witterung, denen es in seiner lustigen Behausung täglich ausgesetzt war, sehr zu leiden. Oft saß es still zusammengefauert in einer Ecke und rief dann das Mitleid seiner kleinen Freunde in hohem Maße wach.

Eines Abends — es war im Oktober, und der Regen rieselte unaufhörlich in kalten, feinen Tropfen hernieder — hatte sich die Schar der kleinen Bewunderer ungewöhnlich früh entfernt, und einsam und verlassen hockte das arme Tierchen, zitternd vor Kälte, in seinem nassen Käfig. Sein unbarmherziger Besitzer kümmerte sich nicht um die Leiden des kleinen Geschöpfes. Er dachte nicht daran, daß sein Kaninchen es gewiß ebenso angenehm finden würde, während des unfreundlichen Wetters in dem warmen Laden zu verweilen, wie er selbst. Ruhig saß er vor seinem altersschwachen Pult und zählte die Einnahme des vergangenen Tages.

In diesem Augenblick lief ein Knabe die Straße entlang. Da er sich in der Schule etwas verspätet hatte, so eilte er, um so rasch wie möglich nach Hause und ins Trockene zu kommen. Gewöhnlich führte sein

Weg nicht durch diese abgelegene Straße; und so kam es, daß er von dem kleinen Kaninchen, welches schon seit mehreren Tagen die Bewunderung seiner Kameraden auf sich gezogen hatte, nichts wußte. Plötzlich fiel sein Auge auf den armfeligen Käfig und seinen Bewohner. Er hielt sogleich in seinem raschen Laufe ein. Regen, Wind und Kälte waren gänzlich vergessen. Er hatte nur noch Augen für das wunderschöne Tierchen, das sein Interesse im höchsten Grade erregte. Mit wenigen Schritten stand er vor dem Behälter und betrachtete mit innigem Mitgefühl das weiße, zitternde Wesen.

„Nun, mein junger Herr, was denken Sie von meinem Kaninchen? Ist es nicht ein reizendes Geschöpf?“

Alexander B., so hieß der Angeredete, blickte verwundert auf; der Besitzer des Ladens stand vor ihm. Er hatte den Knaben durch die Masse von Vogelförben, die in malerischer Unordnung hinter dem schmutzigen Schaufenster hingen, bemerkt und hoffte, ein Geschäftchen mit ihm machen zu können.

„Das wäre ein Kaninchen für Sie, nicht wahr? Es ist das hübscheste Tierchen, das jemals in einen Käfig eingesperrt gewesen ist. Und es kostet nur zwei Mark. Denken Sie einmal: nur zwei Mark!“

Alex's Blicke leuchteten vor Vergnügen bei dem Gedanken, das wirklich reizende Geschöpf sein eigen nennen zu können. Nach einigem Ueberlegen sagte er: „Ich weiß nicht, ob mein Vater mir erlauben wird, es zu kaufen. Ich will ihn darum bitten, und wenn er damit einverstanden ist, so komme ich morgen wieder, um es abzuholen.“ Mit diesen Worten wandte er sich und eilte mit raschen Sprüngen davon.

Atemlos erreichte er das elterliche Haus. Sobald

er seines Vaters ansichtig wurde, rief er: „O Papa, ich habe ein so wunderschönes Kaninchen gesehen — ganz schneeweiß! Und es kostet nur zwei Mark! Willst Du es mir nicht kaufen? Bitte, thue es, Papa!“

Der Vater lächelte über den Eifer seines Sohnes und sagte: „Aber, Alex, ich glaube, Du bist zu gleichgültig, um für ein Kaninchen zu sorgen. Solche Geschöpfe müssen mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt werden. Hast Du daran schon gedacht?“

„Gewiß, Papa; fürchte nichts! Ich werde für alles sorgen. Bitte, kaufe es mir nur; ich habe noch nie ein lebendes Wesen besessen.“

Herr B. schien nicht gern dem Wunsche seines Sohnes zu willfahren. Endlich aber gab er seinen stürmischen Bitten nach, und Alex eilte am nächsten Morgen, mit dem Gelde in der Tasche und einem großen Korb am Arm, nach der alten Krämerbude, um sein liebes Tierchen zu holen. Der Handel war bald abgeschlossen; das Kaninchen wurde in den Korb, den Alex vorsorglich mit etwas Stroh und Futter versehen hatte, gesteckt und so nach seiner neuen Heimat transportiert.

„Wie willst Du aber jetzt ein Ställchen machen?“ fragte Herr B. „Du weißt, Kaninchen müssen ein hübsch trocknes und warmes Plätzchen haben.“

„Dafür laß mich nur sorgen, Papa; ich werde bald ein Ställchen zusammengezimmert haben. Im Keller haben wir allerlei Arten von Holz liegen, und wenn ich mich jetzt sogleich daran mache, so kannst Du sicher sein, daß Hans (diesen Namen hatte er dem Tierchen schon gegeben) nicht mehr allzulange in dem Korb zubringen muß. Ich kann mir wohl denken, daß es ihm dort nicht zu gut gefällt.“

Herr B. lächelte wieder, sagte aber nichts. Er wußte, daß Alex ein flüchtiger, gedankenloser Knabe war, und freute sich daher, daß er etwas gefunden hatte, was sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Obwohl er seinem übergroßen Eifer nicht recht traute, so hoffte er doch, daß seine Liebe zu dem Kaninchen ihn immer wieder an die Bedürfnisse desselben erinnern und ihn antreiben würde, regelmäßig für dasselbe Sorge zu tragen und sich so, wenn auch im Kleinen, an eine fortgesetzte Thätigkeit zu gewöhnen.

Alex gab sich ohne Säumen ans Werk. Zuerst schleppte er ein langes Brett herbei und zersägte es mit vieler Mühe in mehrere gleich große Stücke, um aus diesen den Boden für das Ställchen zusammenzusetzen. Dann holte er ein zweites und drittes und verfuhr mit ihnen in gleicher Weise. Sie sollten als Dach und Rückwand dienen. Doch als er jetzt die drei zusammenlegen wollte, um sie unter einander zu befestigen, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß das Dach viel zu schmal, der Boden zu lang und die Rückwand zu kurz war. Nun war guter Rat teuer. Lange stand er vor den unter so vielen Schweißtropfen hergestellten Brettchen und betrachtete sie stillschweigend. Als er sah, daß mit denselben nichts mehr zu machen war, entschloß er sich, noch einmal von vorne anzufangen. „Es schadet nichts,“ murmelte er vor sich hin, „ich werde noch einige Bretter zerschneiden; im Keller ist ja noch Vorrat genug.“

Von neuem begann er Holz herbeizuschleppen, und mehrere Stunden hindurch hörte man ihn eifrig sägen und hämmern. Allein es ging ihm dieses Mal nicht besser als zuvor. Da er an eine solche Arbeit gar nicht gewöhnt war und überhaupt nicht wußte, wie er sie an-

greifen sollte, so machte er bald die Entdeckung, daß die Herstellung einer Kaninchenhütte doch nicht ganz so leicht sei, wie er es sich vorgestellt hatte. Aber anstatt sich dadurch nicht abschrecken zu lassen und nochmals einen Versuch zu machen, der jedenfalls schon glücklicher ausgefallen wäre, wurde er ärgerlich. Müde und erhitzt warf er Säge und Hammer von sich. „Ich will mich nicht länger mit dem dummen Ding quälen. Ich will Tim Blind bitten, zu mir zu kommen und mir zu helfen. Ich weiß, er kann es; er kann alles machen, was er will.“

Plötzlich ertönte die Mittagsglocke. Erschrocken fuhr Alex in die Höhe. Hatte er denn den ganzen Vormittag mit seiner völlig nutzlosen Arbeit verbracht? Traurig schlich er zu seinem armen Kaninchen, das immer noch in dem Korbe gefangen saß. „Armer Hans!“ seufzte er. Er war froh, daß sein Vater schon am Morgen das Haus verlassen hatte und noch nicht zurückgekehrt war. So hatte er doch auch nicht gesehen, wie sehr ihm die Arbeit mißlungen war, von der er so geringschätzig gesprochen hatte. Sobald das Mittagessen beendet war, eilte Alex zu Tim Blind und bat ihn, doch zu ihm zu kommen und ihm eine Hütte für sein Kaninchen zu machen. Tim kam am Abend. Er war ein freundlicher, kleiner Bursch, etwas jünger als Alex, und der Sohn einer armen Witwe, die hie und da für die Familie nähte. Was Alex über seinen Freund gesagt hatte, war völlig wahr — er schien wirklich imstande zu sein, alles zu machen, was er wollte. Wenn er etwas anfang, so konnte man sicher sein, daß er es auch vollendete. Aber er ließ sich auch durch ein ein- oder zweimaliges Mißlingen nicht abschrecken: unverdroßen begann er wieder

von neuem und ruhte nicht eher, bis er sein Ziel erreicht hatte. Zugleich war er ein stiller, gottesfürchtiger Knabe. Seine brave Mutter hatte ihn schon früh mit der Wahrheit bekannt gemacht und ihn zu den Füßen Dessen geleitet, der der beste Freund der Kinder ist. Meine jungen Leser werden sicher alle erraten haben, wen ich meine. Es ist der Herr Jesus, der einst auf dieser armen Erde wandelte und sich so gern mit den Kindern beschäftigte. Tim hatte erkannt, daß er trotz seiner Jugend ein böses, ja, ein sehr böses Herz besitze, und daß dasselbe die Quelle von allerlei schlimmen Gedanken sei. Die Bibel und sein eignes Gewissen sagten ihm, daß er so nicht vor einen heiligen und gerechten Gott hintreten könne, ohne daß ein schreckliches Gericht sein Loos sei. Zugleich aber auch vernahm er die frohe Botschaft, daß ein jeder, der an Jesum glaube, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. In einfältiger, kindlicher Weise nahm er diese herrliche Botschaft auf; er glaubte, daß der Herr Jesus auf Golgatha alle seine Sünden getragen und alles für ihn gut gemacht habe, und seit der Zeit erfüllte sein Herz ein Friede, welchen nur der zu schätzen weiß, der ihn selbst genießt.

Doch kehren wir zu unsrer Erzählung zurück. Nachdem Alex seinen kleinen Freund auf den Hof geführt, zeigte er ihm die Ueberbleibsel der schönen Bretter, die er vergeblich zerschnitten hatte, und erzählte ihm mit trübseliger Miene, wie er sich den ganzen Vormittag umsonst abgemüht habe, ein Ställchen für sein liebes Kaninchen fertig zu bringen. Tim lächelte freundlich und versprach baldige Hülfe. Dann zog er seine Jacke aus, rollte geschäftig die Hemdärmel auf und begann,

aus dem noch immer großen Vorrat im Keller die Stücke Holz herauszufuchen, welche ihm zweckentsprechend erschienen. Nachdem er darauf alle Stücke sorgfältig gemessen hatte, sägte er sie in der richtigen Länge ab und legte die einzelnen Brettchen der Reihe nach zusammen. Alles ging so leicht und sicher von Statten, daß Alex gar nicht begreifen konnte, wie es ihm so viel vergebliche Mühe gekostet hatte. Bald waren die einzelnen Bestandteile des Hüttchens so weit fertig, um zusammengesetzt werden zu können; und während Tim die rauhesten Stellen des Holzes noch ein wenig abhobelte, schleppte Alex Hammer, Nägel und was sonst noch nötig war, herbei. Bei dem Aufschlagen des Ställchens hatte Alex wieder Gelegenheit, die Geschicklichkeit seines Kameraden zu bewundern. Alles paßte zusammen; weder war das Dach zu schmal, noch eine der Wände zu kurz oder der Boden zu lang. Noch vor Einbruch der Dunkelheit war alles so weit hergerichtet, um das Kaninchen in seine neue Behausung einführen zu können. Ehe Tim seinen Freund verließ, zeigte er ihm noch, wie er am besten ein Lager für seinen kleinen Liebling zurecht mache. Zugleich gab er ihm an, welches Futter den Kaninchen am zuträglichsten sei, und versprach, am nächsten Abend wiederzukommen, um die letzte Hand an das Ställchen zu legen. Nur ungern trennte er sich von dem reizenden, weißen Geschöpf, das er auch schon liebgewonnen hatte. Auf dem ganzen Heimwege dachte er an nichts anderes als an das schöne Tierchen und beneidete Alex fast um den Besitz desselben.

Als er nach Hause kam und in das Zimmer trat, in welchem seine Mutter mit einer Näharbeit beschäftigt saß, rief er ihr nach einem freundlichen Willkommen zu:

„Ach, Mutter, welch ein schönes Kaninchen hat Alex B.! Es ist ganz blendend weiß, nirgendwo ein Fleckchen zu entdecken. Und erst sein Haar — es ist so weich und so zart wie Wolle. Ach, wenn ich doch auch ein solches Kaninchen hätte!“

Seine Mutter sah von ihrer Arbeit auf und warf einen wehmütigen Blick auf ihren Sohn.

„Ja, mein Kind,“ sagte sie dann, „ich weiß wohl, daß Du die Kaninchen so gern hast, und wenn es mir möglich wäre, würde ich Dir gern eines kaufen. Aber Du weißt“

„O, Mutter, ich weiß wohl, daß Du es nicht kannst,“ erwiderte Tim lächelnd. „Denke einmal, es kostet ganze zwei Mark!“

Frau Blind versuchte ebenfalls zu lächeln, doch es gelang ihr nur unvollkommen. Sie hing an ihrem einzigen Sohne mit der zärtlichsten Liebe und hätte sich gern das Nötigste abgedarbt, um seine kindlichen Wünsche hie und da befriedigen zu können. Allein ihre Armut war zu groß; sie hatte genug zu thun, um sich und ihr Kind vor dem äußersten Mangel zu schützen. An solche außerordentliche Ausgaben durfte sie daher gar nicht denken. Ach! wie schnitt es ihr oft ins Herz, wenn Tim von den vielen schönen Dingen erzählte, welche seine Kameraden besaßen, während er selbst fast nichts hatte, womit er sich beschäftigen konnte. Doch er klagte nie; er blieb immer gleich heiter und zufrieden. Auch heute lächelte er bei dem bloßen Gedanken, daß er jemals eine so große Summe sein eigen nennen könnte, um ein Kaninchen zu kaufen.

Am nächsten Abend vollendete er das Ställchen zur größten Zufriedenheit seines Besitzers. Dieser lud ihn

dringend ein, doch oft zu ihm zu kommen, um zu sehen, welche Fortschritte sein kleines Kaninchen mache. Er versprach es mit Vergnügen und hielt, wie man sich denken kann, sein Versprechen auch getreulich. So oft er konnte, erschien er, um sich von dem Wohlergehen seines Lieblings zu überzeugen, und niemals kam er mit leeren Händen. Das war ein Glück für das kleine Geschöpf; denn Alex wurde, wie sein Vater gefürchtet hatte, bald seiner müde, wie es immer geschah, wenn eine Sache ihm irgendwie Mühe machte. Wenn Tim sich des Tierchens nicht mit liebevoller Sorgfalt und Aufmerksamkeit angenommen hätte, so würde es ihm schlecht ergangen sein. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß seine Bewunderung und Zuneigung zu dem Kaninchen in demselben Maße zunahm, wie dieses größer und schöner wurde. Eine Sache nur machte ihm Kummer: er konnte es nur zwei- oder dreimal in der Woche sehen, und er war sicher, daß es in der Zwischenzeit von Alex vernachlässigt wurde. Er wünschte oft, daß es sein Eigentum sein möchte, nicht weil er es seinem Freunde mißgönnte, sondern weil er es jedenfalls viel besser gepflegt haben würde als dieser.

2.

Als das Kaninchen ungefähr einen Monat in dem Besitz Alex's sein mochte, wurde Tim plötzlich gefährlich krank. Sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tage mehr. Frau Blind gönnte sich keinen Augenblick Ruhe. Es war gerade, als wenn sie keinen Schlaf mehr bedurft hätte. Ach! es war ein schrecklicher Gedanke für sie, vielleicht ihr einziges Kind verlieren zu müssen. Eines Abends saß sie wie gewöhnlich an Tims Krankenlager und

lauschte gespannt auf seine unregelmäßigen Atemzüge. Gerade trat die Magd des Herrn B. ins Zimmer, um sich nach dem Befinden des kleinen Leidenden zu erkundigen. Dieser hatte den ganzen Tag völlig ohne Bewußtsein dagelegen. In diesem Augenblick aber richtete er sich plötzlich auf und flüsterte in zärtlichem Tone:

„Mutter!“

„Was willst Du, mein Kind?“

„Morgen ist mein Geburtstag, nicht wahr?“

„Ja, mein Liebling.“

„Weißt Du auch schon, Mutter, was für ein Geschenk ich bekommen werde? O ein so schönes, weißes Kaninchen, gerade wie Alex eins hat.“

Frau Blind sah, daß er wieder anfing irre zu reden. Doch seine Worte sagten ihr deutlich, wie sehr er auch jetzt noch mit dem Gedanken beschäftigt war, ein Kaninchen zu besitzen wie Alex B. Allmählich jedoch fiel er in seine frühere Bewußtlosigkeit zurück und lag wieder eine Zeit lang mit geschlossenen Augen still da. Auf die Frage des Mädchens, was er eigentlich mit seinen Worten gemeint habe, erklärte ihr Frau Blind, daß es schon seit langer Zeit der sehnlichste Wunsch Tims gewesen sei, ein Kaninchen zu besitzen.

Der Kranke begann sich von neuem zu regen. Langsam öffnete er seine Augen und flüsterte noch einmal:

„Mutter!“

„Hier bin ich, mein Kind.“

„Mutter, ich war soeben in dem Hause von Herrn B., um das kleine, weiße Kaninchen zu besuchen.“

„Du irrst Dich, mein armes Kind,“ erwiderte diese sanft; „Du warst hier im Bett.“

„Nein, nein, Mutter, ich war bei Alex. Und das Kaninchen war so mager und so hungrig. Ich habe es aber gefüttert und das Ställchen gereinigt und dem lieben Tierchen ein hübsches, bequemes Bett gemacht.“

Wieder schloß er die Augen; an seinem lächelnden Gesicht aber konnte man erkennen, daß das Fieber noch fortfuhr, seinem Geiste die schönsten Traumbilder vorzumalen. Als die Magd von Herrn B. nach Hause zurückkehrte und dort erzählte, wie sie den kleinen Kranken gefunden hatte, vergaß sie nicht hinzuzufügen, wie sehr er sich nach dem Besitz eines weißen Kaninchens sehne und wie er ganz gewiß glaube, an seinem morgigen Geburtstage eines zum Geschenk zu erhalten.

Herr B. saß einen Augenblick nachdenklich da; dann sagte er: „Er soll es haben, Marie. Ich werde Alex sagen, daß er sich von dem Tierchen trennen muß. Ich würde es ohnehin nicht mehr lange ruhig mit angesehen haben. Denn Alex sorgt nicht für das Kaninchen, und ich will nicht, daß es irgendwie vernachlässigt werde. Tim soll es als Geburtstagsgeschenk von mir erhalten. Wer weiß, ob es nicht einen guten Einfluß auf seinen Zustand haben mag, wenn er plötzlich seinen sehnlichen Wunsch erfüllt sieht!“

Es war ungefähr um 10 Uhr am nächsten Morgen, als der kleine Kranke, der nach den wenigen Worten, die er tags zuvor gesprochen, noch kein Zeichen des zurückkehrenden Bewußtseins von sich gegeben hatte, die Augen aufschlug und sie mit verwundertem Ausdruck auf dem bleichen, abgehärmten Antlitz seiner Mutter ruhen ließ. Sie sah, daß er sie wiedererkannte, und indem sie ihn unter hervorbrechenden Thränen zärtlich küßte, fragte sie:

„Tim, mein lieber Junge, kennst Du mich jetzt wieder?“

„Ja, Mutter. Aber was ist heute für ein Tag?“

„Freitag, mein Liebling.“

„Freitag? Dann ist ja heute mein Geburtstag.“

„Ja, Kind, es ist Dein Geburtstag.“ Fast wollten die wenigen Worte nicht über die Lippen der armen Frau. Ach, sie war überzeugt, daß es sein letzter Geburtstag sein würde; sie wußte, daß der Herr Sein Schäflein zu sich rief. Ihr Kopf sank langsam auf die Brust herab, und unaufhaltsam strömten die Thränen über ihre blassen Wangen. Vergeblich suchte sie Herrin ihres Schmerzes zu werden.

„Mutter,“ sagte der Kleine endlich, „weine nicht um mich. Sieh! ich gehe zum Herrn Jesu, der mich so lieb hat. Du hast mir ja selbst oft erzählt, daß es bei dem Herrn Jesu viel schöner sei als hier, und daß es dort keine Trauer und keinen Schmerz mehr gebe.“

„Ja, Du hast Recht, mein teurer Knabe,“ erwiderte die arme Mutter nach einer Pause. „Es ist nicht gut, daß ich weine und traure. Bald werde ich Dir ja auch in jenes herrliche Land nachfolgen, wohin Du jetzt gehst. Ich glaube nicht, daß der Herr mich noch lange hier lassen wird.“ — Der Stachel des Schmerzes schien gebrochen zu sein, und obwohl Frau Blind noch einige Zeit fortfuhr, still vor sich hinzuweinen, so gelang es ihr doch, allmählich ihre Fassung wieder zu erlangen. Es spielte sogar wieder ein Lächeln um ihre Lippen, als sie sich nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde mit den Worten an ihr krankes Kind wandte:

„Weißt Du auch, Tim, daß heute Morgen ein Geburtstagsgeschenk für Dich angekommen ist?“

Die Augen des Kleinen begannen zu leuchten. „Ein Geburtstagsgeschenk, Mutter?“ rief er mit erregter Stimme. „Was ist es denn?“

„Ich will es sogleich holen, mein Kind,“ antwortete die Gefragte; und nachdem sie den Kranken vermittelt einiger Kissen in eine sitzende Stellung gebracht hatte, verließ sie das Zimmer und kehrte nach einem Augenblick mit dem weißen Kaninchen zurück, das Herr B. schon am frühen Morgen durch Alex, der es seinem kranken Freunde bereitwilligst überließ, geschickt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie es in die Arme Tims.

„O Mutter! Gehört es mir? Ist es wirklich mein Eigentum?“ fragte dieser, fast sprachlos vor Entzücken. Plötzlich aber flog ein Schatten über sein freudeglänzendes Gesicht, und mit traurigem Tone sagte er: „Aber, Mutter, das ist ja Alex's Kaninchen.“

„Es war es einmal, mein Kind. Jetzt aber gehört es Dir. Herr B. und Alex haben es Dir zu Deinem Geburtstag zum Geschenk gemacht.“

Einige Augenblicke streichelte und liebte Tim das kleine, schöne Geschöpf, das er so sehr geliebt und in seinen gesunden Tagen so sorgsam gepflegt hatte. Sein lange gehegter Wunsch war erfüllt: er hielt ein reizendes, weißes Kaninchen in seinen Armen, und es gehörte ihm, ihm allein.

Bald jedoch schwanden seine Kräfte wieder. Ach, die Hoffnungen, die Alex's Vater an sein Geschenk geknüpft hatte, sollten sich nicht verwirklichen. Der Kleine bat, die Kissen wieder wegzunehmen, um sich niederlegen zu können. Frau Blind that es, und in weniger als einer Stunde lag er wieder in den heftigsten Fieberphän-

tasieen. Seine Mutter, sein liebes Kaninchen, alles um ihn her war für ihn nicht mehr vorhanden.

Im Laufe des Vormittags kam der Doktor, um nach seinem kleinen Patienten zu sehen. Wie ängstlich blickte die Mutter in sein Antlitz, um dort eine Spur von Hoffnung zu entdecken; aber vergebens. Es war keine Hoffnung mehr vorhanden. Doch der Arzt verstand den forschenden Blick der Mutter. Sanft legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Tim geht zu seinem Heilande, Frau Blind. Er ruft ihn zu sich. Ueberlassen Sie ihn Jesu.“

Die arme Mutter antwortete nicht; und der Arzt, der Den wohl kannte, welcher in solchen Umständen allein ein Herz zu trösten vermag, verließ sie und empfahl sie in stillem Gebet diesem göttlichen Tröster.

Frau Blind blieb allein bei ihrem kranken Kinde. Tims Bewußtsein kehrte nicht wieder zurück. Noch einige Stunden — und er hatte ausgelitten und ging hin, um für ewig bei Seinem geliebten Herrn zu sein. Das Kaninchen aber blieb in dem Besitze der jetzt ganz verlassen Witwe. Mit welcher Sorgfalt und Zärtlichkeit pflegte sie das kleine Geschöpf, das noch die letzten Stunden ihres geliebten Kindes versüßt hatte! Keine Schätze der Welt hätten sie bewegen können, sich von dem Tierchen zu trennen. Es war für sie eine immerwährende, liebliche Erinnerung an ihr so früh heimgegangenes Kind, und wohl nie ist ein Tier mit so vieler Liebe und Sorgfalt behandelt worden, wie dieses weiße Kaninchen, nach welchem sich Tim so lange gesehnt hatte.

Eine Nacht auf hoher See.

1.

Es war an einem Sonnabend Mittag, als einige Fischerknaben ihr heimatliches Dörfchen verließen, um am Strande Muscheln zu suchen und sonstige Kurzweil zu treiben. Bald hatten sie den Platz erreicht, wo sie gewöhnlich zu spielen pflegten. In der Nähe lag ein Boot umgedreht auf dem Sande; es war ausgebessert worden und sah in seinem neuen Anstrich höchst einladend aus.

„Seht, da liegt das Boot von Jakob Willemssen,“ rief der größte und stärkste der Knaben; „laßt uns hineinspringen und einen kleinen Ausflug auf die See machen! Sie ist ganz ruhig, und man fühlt gar keinen Wind; es wird eine herrliche Fahrt geben!“

„Ja, ja, das ist ein guter Plan,“ rief der Chor der Knaben.

Nur einer von ihnen riet davon ab. Es war Karl Sand. „Laßt das lieber bleiben!“ rief er, „wir haben mit dem Boote nichts zu schaffen und dürfen es nicht benutzen, ohne um Erlaubnis gefragt zu haben.“

„Bah!“ ließ sich der erste Sprecher wieder vernehmen, „Du bist auch immer so ängstlich. Du verdirbst uns jedesmal das Vergnügen durch Dein einfältiges: „Ich darf nicht.““ Und mit diesen Worten warf Benjamin oder Ben, wie er kurzweg von seinen Kameraden genannt wurde, das Boot auf die Seite und versuchte, es vorwärts zu schieben. Alle, mit Ausnahme Karls, folgten seinem Beispiel.

Dieser versuchte durch alle möglichen Vorstellungen

seine Freunde von ihrem Vorhaben abzubringen; allein Ben wurde böse, nannte ihn einen Feigling und gebot ihm, den Mund zu halten. Als Karl sah, daß er nichts ausrichtete, setzte er sich auf den Sand nieder und schaute traurig dem Treiben der leichtsinnigen Knaben zu. Diese strengten alle ihre Kräfte an, um das Boot flott zu machen; allein sie fanden bald, daß dies keine kleine Arbeit sei. Es mußte eine gute Strecke den Sand hinabgeschleift werden, und das war bei der Schwere und Größe des Bootes nicht leicht. Die kleineren Knaben, die schon in das Boot hineingestiegen waren, sprangen wieder heraus, um die Arbeit nicht noch mehr zu erschweren. Einige schienen sich auch eines Bessern zu besinnen und folgten dem Beispiele Karls. Der kleinste der Knaben, Jan Hagen, der mit den ersten ins Boot gesprungen war, wollte auch wieder hinaus, doch Ben ließ es nicht zu.

„Sitz still, Jan,“ sagte er.

„Ich will nicht im Boot bleiben,“ antwortete Jan; zugleich rief er Karl zu, ihm herauszuhelfen. Dieser eilte sofort an die Seite des Bootes.

„Geh' weg, Karl!“ rief Ben in erregtem Tone, „Du hast mit meinen Passagieren nichts zu schaffen.“

Jan streckte seine Arme nach Karl aus, und dieser sprang, da er Mitleiden mit seinem kleinen Freunde hatte, zu ihm ins Boot. In diesem Augenblick schrie Ben:

„Haltet ihn fest, ihr Jungen, laßt ihn jetzt nicht mehr heraus!“ Zugleich versuchte er noch einmal, mit einem kräftigen Ruck das Fahrzeug ins Wasser zu schieben, und siehe da, es gelang. Rauschend schoß es in die leichte Brandung und ließ Ben und zweien seiner Genossen nur noch eben Zeit, nachzuspringen.

„So, jetzt bringe Jan ans Land, Karl, wenn Du kannst,“ rief Ben mit triumphierender Stimme. Dieser antwortete nicht, sondern bemühte sich, einen der Riemen (Ruder), der bei dem plötzlichen Flottwerden des Bootes ins Wasser gefallen war, wieder zu erhaschen. Allein vergebens; er trieb weiter und weiter von dem Fahrzeug in die offene See hinaus. Ben erschrak, doch wollte er sich nichts merken lassen und ergriff den noch übriggebliebenen Riemen, um mit diesem allein das Boot zu lenken. Aber bald sah er das Fruchtlöse seiner Anstrengungen ein; das Schiffchen, von dem gerade vom Lande her wehenden Winde getrieben, entfernte sich zusehends von der Küste.

„Ich kann es nicht mehr regieren,“ sagte Ben endlich in niedergeschlagenem Tone, während er den Riemen auf den Boden des Bootes warf. „Wir treiben unaufhaltjam in die offene See hinaus.“

„O Ben, was hast Du angefangen!“ rief Karl.

Die Jungen schrieten, so laut sie konnten; doch da ihre zurückgebliebenen Kameraden schon nach Hause geeilt waren, so war weit und breit kein Mensch auf dem Strande zu entdecken, der sie hätte hören können. Wohl sahen sie am Horizont ein Fischerboot; allein es war zu weit von ihnen entfernt, um sie zu bemerken. Einer der Knaben zog sein Taschentuch hervor und band es an die Spitze des Riemens. Die so hergestellte Flagge bewegte er zum Zeichen, daß sie in Gefahr seien, von Zeit zu Zeit hin und her. Doch niemand schien ihr Notsignal zu bemerken. Der Abend brach herein, und immer noch trieb das Boot einsam auf der weiten Fläche des Meeres umher. Vom Strande war nur noch ein schmaler Streifen zu entdecken, und auch dieser verschwand



allmählich in der zunehmenden Dunkelheit. Der arme kleine Jan weinte und verlangte unaufhörlich nach seiner Mutter. Karl nahm ihn in seine Arme und suchte ihn

so gut als möglich zu trösten. Bald wurde es ganz dunkel, und um die Angst der kleinen Seefahrer auf die höchste Spitze zu treiben, erhob sich der Wind und warf das Boot wie einen Spielball hin und her. Die Wellen schlugen über Bord und durchnäßten die Insassen desselben bis auf die Haut. Diese hatten genug zu thun, um mit ihren Mützen das eingedrungene Wasser wieder auszu schöpfen. Meine jungen Leser können sich leicht vorstellen, wie müde, hungrig und ängstlich die Knaben waren.

„Bist Du gar nicht bange, Karl?“ fragte Ben plötzlich seinen Freund, der seine Ruhe gar nicht verloren zu haben schien.

„Ja und nein,“ war die Antwort; „ich bin nicht bange, wenn ich daran denke, daß Gott für uns sorgen und über uns wachen wird. Er ist sowohl auf dem Wasser, wie auf dem Lande.“

„Aber Er ist so weit von uns entfernt,“ sagte Ben, „und ich bin ein so schlechter Junge.“

Karl suchte ihn zu trösten, so gut er konnte. Er war ein gottesfürchtiger Knabe und hatte schon früh den Herrn kennen gelernt. Bei mehreren Gelegenheiten hatte er auch Ben auf sein schlechtes Betragen aufmerksam gemacht und ihn zu Jesu zu führen gesucht. Aber dieser hatte alle seine Ermahnungen in den Wind geschlagen. Der arme Ben! Er war an dem Unglück, das ihn und seine Gefährten getroffen hatte, allein Schuld; denn er hatte sie verführt und Karl und Jan mit Gewalt gezwungen, die Fahrt mitzumachen. Vielleicht mußten sie nun alle umkommen. Wenn die Wellen sie auch verschonten, so drohte doch der Hunger ihrem Leben ein schreckliches Ende zu bereiten. Niedergeschlagen saß Ben

im Hinterteil des Bootes, das wieder sanft auf und ab schaukelte, da der Wind sich gelegt hatte. Welche Gedanken mochten sein armes Herz bestürmen! Ach, er war immer ein wilder, böser Knabe gewesen. Seine Mutter war vor einigen Jahren gestorben; und seitdem schien es gerade, als ob Ben eine Ehre darin gesucht hätte, seinem Vater so viel Verdruß zu machen, wie er nur konnte. In dieser Nacht nun, als die Gefahr und Not immer höher stieg, traten alle diese Dinge vor seine Seele. Der Reihe nach zogen alle die ungezogenen Streiche, die er verübt hatte, an seinem Geiste vorüber. Wie oft war er seinem Vater ungehorsam gewesen! Wie oft hatte er ihn durch sein Betragen betrübt! Zum ersten Mal in seinem Leben wandte sich Ben in stillem Gebet zum Herrn und bekannte ihm seine vielen Sünden und flehte um Vergebung. Es war eine schreckliche Nacht, aber auch eine Nacht des Segens für ihn. Sie wurde das Mittel zu seiner völligen Umkehr.

Als der Morgen anbrach, entdeckten die ängstlich forschenden Blicke der fünf Leidensgefährten nichts als Luft und Wasser um sich her. Das Boot hatte sich während der Nacht immer weiter vom Lande entfernt, und die Armen wußten nicht mehr, wo sie sich befanden. Es war Sonntag Morgen. Der kleine Jan, der in den Armen Karls ein wenig geschlafen hatte, wachte auf und strengte seine Augen vergeblich an, um etwas von der heimatlichen Küste zu entdecken. Nach eintigem Nachdenken sagte er:

„Sedenfalls werden sie uns heute Morgen in der Sonntagschule vermissen. Vielleicht sind sie jetzt gerade am Singen. Könnten wir nicht auch ein Liedchen singen?“

Sein Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und bald

tönten die Weisen einiger Lieder, welche die Knaben in der Sonntagschule gelernt hatten, über die schweigende Fläche des Wassers. Als der letzte Ton verklungen war, stand Ben auf, musterte den kleinen Kreis mit ernstesten Blicken und jagte dann:

„Jungens, ich muß Euch etwas sagen. Alles, was geschehen ist, fällt mir allein zur Last. Ich bin an dem ganzen Unglück schuld. Wenn ich nicht so eigensinnig gewesen wäre, so würden wir uns jetzt nicht in einer so großen Gefahr befinden. Wollt Ihr mir vergeben, was ich an Euch gefehlt habe?“

Die Stimme versagte ihm. Nach einer Pause streckte er Tom, der ihm am nächsten stand, seine Hand entgegen und wiederholte in bittendem Tone und mit zitternder Stimme: „Willst Du mir verzeihen, Tom, und mir zum Zeichen Deiner Vergebung die Hand geben?“

Tom reichte ihm bereitwillig die Hand, und die andern folgten sogleich seinem Beispiel. Thränen standen in aller Augen, und eine feierliche Stille herrschte in dem Boote. Endlich brach Ben das Schweigen und wandte sich an Karl mit den Worten:

„Karl, kannst Du Gott bitten, uns aus dieser großen Not und Gefahr zu erretten?“

Karl kniete nieder und betete. Seine Gefährten sanken neben ihm auf die Kniee nieder und beteten mit ihm. Kein menschliches Ohr vernahm die einfachen Worte der betenden Knaben, aber sie drangen hinauf zu Dem, der das leiseste Lallen Seiner Kinder hört und versteht. Als sich die Knaben von ihren Knieen erhoben, fühlten sie sich wunderbar erleichtert und gestärkt. Ruhig setzten sie sich auf die Bänke des Bootes nieder und warteten, was der Herr thun würde. Lange saßen sie

so da und blickten gespannt über den weiten Wasserspiegel. Allmählich jedoch wurden sie müde, und einer nach dem andern fiel in Schlaf. Ben blieb am längsten wach. „Ich muß für die andern wachen und guten Ausguck halten,“ flüsterte er vor sich hin. Doch seine Augenlider wurden schwerer und schwerer; die Natur forderte ihre Rechte, und nach Verlauf einer halben Stunde schlief er ebenso fest wie seine Gefährten. — Schlaft nur! ein Auge wacht über euch, das nie schläft noch schlummert.

2.

Wir wollen jetzt die kleinen Schläfer für einen Augenblick verlassen und zusehen, was sich inzwischen am Strande zugetragen hatte. Sobald Jakob Willemjen sein Boot vermißte und von den zurückgebliebenen Knaben die Nachricht verbreitet wurde, daß fünf ihrer Gefährten unter der Anführung Bens mit demselben ausgefahren seien, geriet das ganze Dorf in Aufregung. Diese steigerte sich zur größten Besorgnis, als der verlorene Riemen, den die Wellen ans Land gespült hatten, gefunden wurde. Sofort wurde eine Anzahl Boote bemannt und ausgesandt, um die Verschwindenden zu suchen. Doch eins nach dem andern kehrte unverrichteter Sache zurück. Die Angst der armen Eltern stieg aufs höchste, als der Abend kam, ohne die geringste Nachricht von den vermißten Knaben zu bringen. Sobald der erste Schimmer des heranbrechenden Tages den östlichen Himmel rötete, stieß nochmals eine Anzahl gut bemaunter Fischerboote vom Strande ab, um, begleitet von den heißen Gebeten der Zurückbleibenden, das Suchen nach den Verunglückten fortzusetzen. Gegen Mittag entdeckte einer der Schiffer durch sein Fernrohr einen schwarzen Punkt am Horizonte.

Er befahl seinen Leuten, das Boot auf diesen Punkt hinzurichten, und jemehr er sich demselben näherte, desto deutlicher traten die Umrisse eines kleinen Fahrzeuges hervor. Es schien das vermißte Boot zu sein; Wind und Wellen preisgegeben, tanzte es auf dem Wasser auf und ab. Aber wo waren die Knaben? Kein Kopf erhob sich über den Rand des Bootes, um den Nahenden die Gewißheit zu geben, daß die Gesuchten noch am Leben seien; keine Hand winkte ihnen ein Willkommen zu.

Die beiden Schiffchen näherten sich mehr und mehr. Jetzt konnten die Schiffer schon mit bloßem Auge den am Hinterteil des Bootes befindlichen Namen des Besitzers, „Jakob Willemjen,“ lesen. Aber noch immer rührte sich nichts. Was konnte das bedeuten? Waren die Knaben tot oder während des Sturmes in der Nacht über Bord gefallen? Pfeilgeschwind schoß das von kundiger Hand geleitete Fischerboot durch die Wellen. Noch einige kräftige Ruderschläge — und Bord an Bord lagen die beiden Fahrzeuge neben einander. Aber welch ein Anblick! Friedlich ruhten die fünf Leidensgefährten Arm in Arm auf dem Boden des Schiffes und schliefen so fest, als lägen sie zu Hause in ihren warmen Betten. Wie Nührung zuckte es über das Gesicht der wetterharten Seelente, und lange Zeit saßen sie unbeweglich auf ihren Bänken, als fürchteten sie, den Schlaf der Knaben zu stören. Endlich sprang einer von ihnen hinüber und rüttelte die kleinen Schläfer an der Schulter. Erschrocken fuhren diese in die Höhe und starrten einen Augenblick verwundert um sich her. Dann aber, die bekannten Gesichter erkennend, fielen sie ihren Rettern weinend und jubelnd in die Arme. Ja, Gott sei Dank, sie waren gerettet! Er hatte ihr Gebet erhört und ihrer Not ein

Ende gemacht, als sie am wenigsten daran dachten. Mit dankerfüllten Herzen nahmen sie neben den Schiffern Platz und erzählten ihnen während der Heimfahrt ihre Erlebnisse. Ben legte auch jetzt wieder ein unumwundenes Bekenntnis ab und nahm alle Schuld auf sich. Die Nacht auf hoher See war gesegnet für ihn gewesen.

Als sich die beiden Boote mit den Knaben dem heimatlichen Strande näherten, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Mit innigem Dank gegen Gott schlossen die Eltern ihre verloren geglaubten Söhne ans Herz. Mit thränenden Augen ging Ben umher und bat die Mutter des kleinen Jan und die Angehörigen der übrigen Knaben um Verzeihung. Dann wandte er sich wieder zu seinem Vater und bat auch diesen, ihm seine frühern Unarten und losen Streiche zu vergeben. Meine jungen Leser können sich denken, daß ihm von allen Seiten die bereitwilligste Verzeihung zu teil wurde.

Abraham und Isaak.

(1. Mose 22.)

Wir lesen im ersten Verse des 22. Kapitels des 1. Buches Mose, daß Gott den Abraham versuchte. Das will aber nicht sagen, daß Er ihn aufforderte, Böses zu thun. Auf diese Weise versucht Gott niemanden. (Jak. 1, 13.) Er wollte Abraham auf die Probe stellen. Er wollte sehen, ob er etwas besaß, was er auf Seinen Befehl nicht hingeben konnte. Was aber war Abraham teurer als Isaak? Und diesen gerade forderte Gott. Es würde ihm weit leichter gewesen sein, sein eignes

Leben hinzugeben, als sein einziges und geliebtes Kind. Wenn es einem Vater- oder Mutterherzen schon sehr schwer wird, am Sterbebette eines geliebten Kindes zu stehen und dieses ruhig und willig hinzugeben, wenn kein andrer Weg übrigbleibt, so ist es doch noch weit, weit schwerer, wählen zu können, wie Abraham es konnte — ob er im Gehorsam seinen Sohn opfern oder ihn im Ungehorsam behalten wollte. Es war die Frage, wen er mehr liebte — seinen Sohn oder Gott, der ihm diesen Sohn gegeben hatte. Und wie sehr mußten schon die Worte, mit welchen Gott ihn aufforderte, Isaak zu opfern, sein Vaterherz bewegen! Er sagte: „Nimm doch deinen Sohn“ — und als ob das noch nicht genug wäre, fügte Er hinzu: „deinen einzigen, den du lieb hast, den Isaak.“ Gott mußte sehr wohl, was Er forderte. Es war Isaak, der Verheißene, der einzige und geliebte Sohn, die Freude und Wonne des väterlichen Herzens. Gott mußte, welch eine tiefe Wunde dieses Opfer schlagen würde, und dennoch forderte Er es. „Nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du lieb hast, den Isaak, und ziehe hin in das Land Morija und opfere ihn dasselbst zum Brandopfer auf einem der Berge, den ich dir sagen werde.“ (B. 2.) Gewiß, diese Worte mußten Abrahams Herz aufs tiefste erschüttern. Und dennoch scheint er keinen Augenblick im Zweifel gewesen zu sein, was er thun wollte. Auch hatte er nicht nötig, in Ubeeilung zu handeln — heute zu thun, was er morgen bereute. Er konnte die ganze Nacht über die Sache nachdenken; aber er zögerte nicht. Schon in der Morgendämmerung war er bereit, den Befehl Gottes zu erfüllen. „Und Abraham stand des Morgens früh auf und sattelte seinen Esel, und nahm mit sich zwei von seinen Knaben

und Iſaak, ſeinen Sohn; und er ſpaltete Holz zum Brandopfer und machte ſich auf und zog hin an den Ort, den Gott ihm geſagt hatte.“ (V. 3.)

Die Prüfung ſeines Glaubens aber war noch nicht zu Ende. Zwei Tage reiſte Abraham mit ſeinem Knaben, und erſt „am dritten ſah er den Ort von ferne“. (V. 4). Hier ließ er die Knaben mit dem Eſel zurück und ging mit Iſaak allein. „Und Abraham nahm das Holz des Brandopfers und legte es auf Iſaak, ſeinen Sohn; und in ſeine Hand nahm er das Feuer und das Meſſer; und ſie gingen beide mit einander.“ (V. 6.) Bald unterbrach Iſaak das Schweigen und fragte: „Mein Vater! ſiehe das Feuer und das Holz, wo iſt aber das Schaf zum Brandopfer?“ (V. 7.) Wahrlich, dieſe Frage mußte den Schmerzensfelch des Vaters biß an den Rand füllen; doch ruhig erwiderte er: „Gott wird ſich erſehen das Schaf zum Brandopfer, mein Sohn.“ (V. 8.) Und ſchweigend ſetzten ſie ihren Weg fort, biß ſie den Ort erreicht hatten. „Und ſie kamen an den Ort, den ihm Gott geſagt hatte; und Abraham baute daſelbſt den Altar und ſchichtete das Holz, und er band Iſaak, ſeinen Sohn, und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz.“ (V. 9.) O wie mag das Herz des Vaters bei dieſer Zubereitung geblutet haben! Aber nichts vermochte ihn in ſeinem Gehorſam aufzuhalten. Er war völlig bereit, den Befehl Gottes biß zum letzten Punkte auszuführen. „Er ſtreckte ſeine Hand aus und nahm das Meſſer, um ſeinen Sohn zu ſchlachten.“ (V. 10.)

So weit es von Abraham abhing, hatte er ſeinen Sohn geopfert. Als er aber völlig bewieſen hatte, daß er Gott mehr liebte als Iſaak, und dieſen ſogar Gott opfern wollte, da rief ihm der Engel des Herrn vom

Himmel zu und sprach: „Strecke deine Hand nicht aus nach dem Knaben und thue ihm gar nichts; denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und deinen Sohn, deinen einzigen, mir nicht vorenthalten hast. Und Abraham hob seine Augen auf und sah, und siehe, ein Widder war hinter ihm im Dickicht festgehalten durch seine Hörner, und Abraham ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes Statt.“ (B. 12. 13.)

Diese schöne Geschichte erinnert uns an eine andere, die noch weit lieblicher und wichtiger ist. Isaak war ein Vorbild auf Christum — auf den geliebten Heiland, in welchem der verlorene Sünder alles findet, was er bedarf, um ewig glücklich zu sein. Jeder Mensch ist von Natur ein Sünder; auch du, mein lieber Leser. Du magst deine Sünden nicht sehen, weil du blind bist, oder nicht fühlen, weil du tot bist; aber du bist ein Sünder, und als Sünder kannst du nicht zum Himmel eingehen. Du mußt einen Erretter haben; und dies ist allein der Herr Jesus. Bist du über deine Sünden unruhig, fühlst du ihre Last, so komm zu Jesu. Es giebt zwei Dinge, welche dir völligen Frieden geben können, und beide Dinge findest du in Jesu. Du mußt wissen, daß Gott dich völlig liebt, und dann, daß Christus für deine Sünden auf dem Kreuze gelitten und alles für dich gut gemacht hat. Sobald du von diesen beiden Dingen überzeugt bist, wirst du wahrhaft glücklich sein.

Abraham liebte Gott; das hatte er durch seinen völligen Gehorjam bewiesen. Gott aber hat Seine Liebe gegen dich in noch weit vollkommenerer Weise gezeigt. Abraham gab Gott nur das zurück, was er von Ihm empfangen hatte. Isaak war eine Gabe Gottes, und

Gott hatte ein völliges Recht, diese Gabe zurückzufordern, wenn Er wollte. Aber welches Recht haben wir? Unser Recht ist der Tod; denn nichts anderes haben wir mit unsern Sünden verdient. Dann aber auch war Gott Abrahams bester Freund, und es war nur schuldige Dankbarkeit, den Isaak einem solchen Freunde zu geben. Gott aber gab Seinen geliebten und eingebornen Sohn für Seine Feinde dahin; Er bewies gottlosen Sündern gegenüber diese unergründliche Liebe. Dies lesen wir deutlich in Röm. 5, 8—10 und vielen andern Stellen.

Wir haben ferner gesehen, daß es Abraham nicht erlaubt wurde, seinen Sohn für Gott zu opfern; aber Gott hat Seinen eingebornen Sohn wirklich für uns dahingegeben. Sein Arm wurde durch niemanden zurückgehalten. Christus hat wirklich den schrecklichen Kreuzestod erduldet. Sein Werk ist jetzt vollendet. Gott verschonte den Sohn Abrahams, aber Seinen Sohn hat Er nicht verschont, sondern hat Ihn für uns alle dahingegeben. Welch eine Liebe! Und du kannst noch an dieser Liebe zweifeln?

Du sagst vielleicht: „Ich weiß wohl, daß Gott mich liebt, und daß die Hingabe Seines Sohnes nur Liebe für mich war. Dies tröstet mich auch zuweilen, und ich wünsche sehr, Ihn wieder zu lieben und Ihm für Seine große Liebe recht dankbar zu sein; aber ich finde im Gegenteil viele böse Gedanken in mir und thue auch viel Böses. Ja, jemehr ich Seine Liebe sehe, desto schlechter komme ich mir vor. Oft finde ich mich sogar völlig unwürdig und verwerflich, besonders wenn ich daran denke, wie groß Seine Liebe ist. Und wo soll ich mit meinen Sünden hin? Wenn Gott auch noch so sehr die

Liebe ist, so haßt Er doch die Sünde. Und wie soll ich davon frei werden?"

So hat schon mancher gedacht und gesprochen. Doch höre weiter. Wir kommen jetzt zu der zweiten Sache, die in Christo ist: Er nahm auf dem Kreuze die Stelle des Sünders ein, damit dieser von seinen Sünden völlig errettet und befreit werden möchte. In der Hingabe Christi finden wir nicht nur die Liebe Gottes gegen uns, sondern auch unsere Befreiung von der Sünde und der Verdammnis. Dies möchte ich dir durch die Opferrung Isaaks recht klar vor Augen stellen. Denke dir, du wärest an Isaaks Stelle gewesen. Nachdem zu dir gesagt worden: „Gott wird sich ein Lamm ansehen,“ hättest du gefunden, daß du selbst dieses Lamm wärest. Man hätte dich an Händen und Füßen gebunden und auf den Altar gelegt. Du hättest das Messer über dir blitzen sehen, um dir den letzten Todesstoß zu geben. Würdest du dich da nicht für verloren gehalten haben? Würdest du da an etwas anderes als an den Tod gedacht haben, an den augenblicklichen Tod? — Doch plötzlich hätte eine Stimme gerufen: „Halt! Strecke deine Hand nicht nach ihm aus!“ — Augenblicklich wäre das Messer zur Erde gefallen, oder nur benutzt worden, um die Stricke zu durchschneiden, mit welchen du gebunden wärest. Man hätte dich vom Altar genommen und einen Widder im Dickicht ergriffen und an deiner Statt darauf gelegt. Das Messer wäre auf dieses Opfer gefallen, und du hättest dessen Blut, anstatt des deinigen, fließen sehen; würdest du dann noch länger hange gewesen sein? Würde nicht der Tod des Widders an deiner Stelle alle deine Furcht weggenommen haben? Würdest du nicht überzeugt gewesen sein, daß die Ge-

fahr vorüber und du befreit seiest? Und gerade das ist es, mein lieber Leser, was für jede Seele stattgefunden hat, die an Jesum glaubt; „denn es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“. (1. Petr. 3, 18.) Wir alle sind von Natur unter dem Tode; und es ist ein schrecklicherer Tod als der, welchen Isaak zu fürchten hatte: es ist die ewige Verdammnis. Würde der Tod, der über dir hängt, dich in deinen Sünden ereilen, so würdest du für ewig verloren sein. Doch wenn du im Glauben zu Jesu nahst, so ruft eine Stimme vom Himmel: „Erlöse ihn! Ich habe eine Sühnung gefunden.“ (Hlob 33, 24.) Es ist das köstliche Versöhnungswerk Dessen, der unsre Stelle auf dem Kreuze einnahm. So wie der Widder an Isaaks Statt geopfert wurde, so ist der geliebte Heiland an unsrer Statt ans Kreuz genagelt worden. Auf Ihn ist der schreckliche Schlag gefallen, der uns treffen mußte. Er seufzte, Er blutete, Er hauchte Seinen Geist aus. „Er war um unsrer Uebertretungen willen verwundet, um unsrer Missethaten willen zer schlagen. Die Strafe zu unserm Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden. Wir alle irrten wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg; und Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit.“ (Jes. 53, 5. 6.) Ist das nicht hinreichend? Hast du nicht Ursache genug, auf den geliebten Heiland zu vertrauen, der also an deiner Statt geschlagen, durchbohrt und gerichtet worden ist? Gott ist völlig dadurch befriedigt; Er verlangt nichts weiter für deine Sünden und fordert nichts mehr von dir. Deshalb blicke auf Jesum, und du hast Frieden; glaube an Sein kostbares Blut, und du bist völlig frei.

„Fürchte Dich nicht! Gott lebt.“

Frau S. war das Weib eines treuen Dieners Gottes, der sich durch sein festes Gottvertrauen vor vielen auszeichnete. In Zeiten der Not und der Bedrängnis pflegte er oft zu seiner Frau und zu seinen Kindern zu sagen: „Fürchtet euch nicht! Gott lebt; und Er wird für uns sorgen.“ Allmählich gewöhnte sich auch Frau S. daran, diese Worte zu gebrauchen, und sie gereichten ihr zu großer Ermunterung, wenn sie sah, wie Gott zuweilen so wunderbar half. Doch ihr Glaube sollte auf eine schwere Probe gestellt werden. Ihr Gatte starb und ließ sie mit ihrer zahlreichen Kinderschar allein zurück. Vermögen besaß sie nicht. Zudem wurden ihre letzten Mittel durch Krankheiten der Kinder völlig erschöpft. Armut und Elend schienen unvermeidlich. Frau S. trug ihre schwere Prüfung mit der Geduld und Ergebenheit einer wahren Christin. Eines Tages jedoch, als die Not den höchsten Gipfel erreicht hatte, schien ihr Glaube eine kleine Weile zu wanken; überwältigt von dem Gefühl ihres Elends brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Ihr kleiner Knabe, der gerade zu ihren Füßen spielte, sah sie weinen. Eine kurze Zeit blickte er sie höchst verwundert an. Dann aber sprang er auf, eilte auf sie zu und fragte in traurigem Tone: „Mutter, ist der liebe Gott gestorben?“

„Nein, mein Kind,“ antwortete sie und trocknete hastig ihre Thränen; „nein, Er ist nicht gestorben. Er lebt immerdar. Er ist immer zur Hülfe bereit, wenn Seine Kinder in Not sind. Er wird auch uns helfen. Ich danke Dir herzlich, daß Du diese Frage an mich

gerichtet hast. Beinahe hätte ich an der Liebe Gottes gezweifelt."

Ihr Vertrauen war zurückgekehrt, und mit glücklichem Herzen machte sie sich wieder an ihre Arbeit. Und Gott verließ sie nicht; Er sorgte in allem treulich für sie.

Das glückliche Kind.

O glücklich Kind, das schon erkannt,
Wie sündig, unrein, böß' es ist;
Das Frieden und Erlösung fand
In seinem Heiland, Jesus Christ!

O glücklich Kind, in dessen Herz
Der Heiland Seine Wohnung hat;
Das allezeit, in Freud' und Schmerz,
Nur höret stets auf Jesu Rat!

Ja, glücklich Kind! ihm schadet nicht
Des Satans Macht, der Menschen Hohn;
Verfällt die Welt auch dem Gericht, —
Es hat das ew'ge Leben schon.